H
1011
-2-

von Halder
N. 598.

Geſchichte
der
Regierung
Kaiſer Maximilians
des Erſten

von

D. H. Hegewiſch,
Prof. zu Kiel.

EIGENTHUM DER STADT
AUGSBURG

Zweyter Theil.

Hamburg und Kiel,
bey Carl Ernſt Bohn, 1783.

Geſchichte
der
Regierung Kaiſer Maximilians I.
Zweyter Theil.

Sechſtes Kapitel.
Begebenheiten von 1500 — 1502.

Inhalt.

Der König von Frankreich, Ludwig XII erobert Mailand — Unglückliches Schickſal des Herzogs Ludwig Sforza — Reichstag zu Augsburg — Es wird ein Reichsregiment errichtet — Selbiges vermittelt einen Stillſtand zwiſchen Maximilian und Ludwig XII. — Friede zu Trient — Ludwigs XII Abſichten auf Neapel — Theilungstractat über dieſes Königreich zwiſchen Ludwig XII und Ferdinand dem Katholiſchen — Ferdinands Verſtellung gegen den damaligen König von Neapel, Friedrich aus dem Hauſe Aragon — Neapel wirklich erobert und getheilt — Maximilians Verdacht in Anſehung des Reichsregiments und der Stände. —

Ludwig Sforza hatte an dieſem Frieden deswegen ſo eifrig gearbeitet, weil er entweder bey Maximilian oder bey den Schweizern Hülfe wider Frankreich zu finden hofte. Allein es war zu ſpät; das Gewitter, das er vorherſah, brach

noch während der Friedensunterhandlungen auf ihn ein, und ſchlug ihn gänzlich zu Boden.

Zwey Italieniſche Staaten, das Herzogthum Mailand und das Königreich Neapel, waren im funfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderte das, was die Oeſterreichiſchen Niederlande im vorigen und das Herzogthum Schleſien in unſerm Jahrhunderte geweſen ſind; der Zankapfel, um den die ſtreitenden Parteyen in einsweg die hartnäckigſten, blutigſten Kriege führten, manchmal, wenn ſie abgemattet waren, Frieden ſchloſſen, aber, nach einiger Erholung, aufs neue mit einander brachen. König Ludwig der XII hatte gleich am Tage ſeiner Krönung den Titel eines Herzogs von Mailand angenommen. Es war weltkündig, daß er ſeine Rechte an dieſes Land durch die Waffen wollte geltend machen. Sie gründeten ſich darauf, daß in dem Ehevertrage zwiſchen ſeinem Großvater und ſeiner Großmutter Valentia, einer Tochter des erſten Mailändiſchen Herzoges aus dem Hauſe Viſconti, den Nachkommen aus dieſer Ehe die Succeſſion in Mailand, beym Abgange des männlichen Viſcontiſchen Stammes, verſprochen war. Es fehlte aber zur Gültigkeit dieſes Ehevertrages die Einwilligung des deutſchen Reiches, von welchem Mailand ein Lehn war, und nach dem Tode des letzten Viſconti hatte Franz Sforza ſich in Beſitz geſetzt. Das Haus Orleans war bis dahin zu ſchwach geweſen, ſeine Anſprüche durchzuſetzen; die Krone Frankreich hatte ſich ſeiner nicht annehmen wollen. Jetzt aber war der Herzog von Orleans und der König von Frankreich in einer Perſon, in Ludwig XII, vereinigt. Er ſuchte gleich die beyden Mächte in Italien auf ſeine Seite zu bringen, die ſein Vorhaben am meiſten verhindern konnten,

konnten, den Pabſt und die Venezianer. Den päbſtlichen Stuhl beſaß Alexander VI, oder, wie er vor ſeiner Gelangung zu dieſer Würde hieß, Roderich Borgia, ein geborner Spanier, ein moraliſches Ungeheuer, der, ſeiner hohen und für heilig gehaltenen Würde unerachtet, öffentlich die Ausſchweifungen der Wolluſt, die Ungerechtigkeit, die Habſucht und die Treuloſigkeit ſo weit trieb, wie ſie jemals der ruchloſeſte und verdorbenſte Tyrann unchriſtlicher Völker getrieben hat. Dieſer berühmte Böſewicht beſchäftigte ſich ſehr angelegentlich damit, ſeinem eben ſo berühmten Sohn, Ceſar Borgia, der es müde war, länger den Cardinalshut zu tragen, ein Fürſtenthum zu erwerben. Um dieſe Abſicht durch Frankreichs Hülfe zu erlangen, nahm Alexander VI die Gelegenheit wahr, als Ludwig XII um die Eheſcheidung von ſeiner erſten Gemahlinn, Jeanne de France, und um Diſpenſation zu einer Heirath mit der verwittweten Königinn, Anne de Bretagne, anhielt. Er ſchloß bey dieſem Anlaß einen Tractat mit dem Könige; darin gab der König dem Ceſar Borgia das Herzogthum Valentinois in Dauphiné, eine jährliche Penſion von Zwanzigtauſend Livres auſſer den Einkünften jenes Herzogthums, und eine Compagnie von hundert Mann Lanzen (ſo nannte man damals in Frankreich und Italien die Reuter, deren jeder noch vier Mann und eben ſo viel Pferde unter ſich hatte). Hiernächſt verſprach der König eine Heirath zwiſchen Ceſar und Charlotte de Foix, Schweſter der Königinn von Navarra, zu Stande zu bringen, und den Pabſt zu dem Beſitz einiger Städte in Romagna zu verhelfen. Doch die Erfüllung dieſes letzten Artikels ſollte nicht eher können verlangt werden, als bis der Pabſt dem Könige

wirkſamer Weiſe zu Mailands Eroberung geholfen hätte [a]).

Die Venezianer gewann Ludwig der XII dadurch, daß er ihnen verſprach, ſo bald er Herr von Mailand wäre, die Stadt Cremona nebſt dem ganzen Diſtricte, Ghiaradadda genannt, abzutreten. Sie überlegten lange, eh ſie ſich entſchloſſen, dies lockende Anerbieten anzunehmen. Denn es war ihnen eine bedenkliche Sache, Frankreich zu einem ſo nahen Nachbar zu bekommen, deſſen Uebermacht ihnen dies ſo freygebig angebotene Cremona ſehr leicht wieder nehmen konnte. Allein ſie waren mit Ludwig Sforza gar nicht zufrieden; ſie fürchteten ſich vor ſeiner Politik und Vergrößerungsſucht eben ſo ſehr, wie vor Frankreichs Nachbarſchaft, und dann rechneten ſie hauptſächlich darauf, daß Frankreich nicht lange in Beſitz von Mailand bleiben könnte, daß alle Italieniſche Staaten ſich mit einander vereinigen würden, zu verhindern, daß die franzöſiſche Macht in Italien feſten Fuß gewönne. Die Gefahr alſo, die von dieſer Seite zu beſorgen ſchien, war ſehr entfernt und ungewiß; der Vortheil aber, den Frankreich darbot, war gewiß und wichtig, indem Cremona nebſt der Ghiaradadda nicht nur jährlich hunderttauſend Ducaten gaben, ſondern auch den Weg nach Parma und Piacenza eröffneten, wenn etwa die Venezianer in der Folge günſtige Umſtände fänden, ihre Grenzen zu erweitern, welches itzt ihr Plan zu ſeyn ſchien, da ſie ſahen, daß ſie auf dem Punkte ſtanden, den Oſtindiſchen Handel den Portugieſen überlaſſen zu müſſen. Die Venezianer giengen alſo auch den Tractat mit Ludwig XII ein,

a) Daniel Vol. VIII. p. 305. Guicciard. IV. p. 417.

ein, ſie verſprachen ihm mit funfzehnhundert Lanzen und mit wenigſtens viertauſend Mann Fußvolk beyzuſtehen [b]).

Nach Schlieſſung dieſer beyden Bündniſſe mit dem Pabſt und mit den Venezianern, erneuerte Ludwig XII, um durch keine Diverſion ſeiner Nachbaren in ſeiner Unternehmung geſtört zu werden, den Waffenſtillſtand mit England, verglich ſich mit Spanien, und ſchloß mit Erzherzog Philip den oben erwähnten Vertrag. Um ſich durch Savoyen einen ungehinderten Durchmarſch zu verſchaffen, mußte der zwar noch ſehr junge, aber auf ſeinen Vortheil ſehr aufmerkſame Herzog Philibert gewonnen werden. Der Herzog, der erſt achtzehn oder neunzehn Jahr alt war, wollte ſich nicht anders dazu verſtehen, als unter der Bedingung, daß der König für ſich und ſeine Erben allen Anforderungen auf die Savoyiſchen Staaten entſagte, auch mußten ihm und verſchiedenen Perſonen ſeines Hofes anſehnliche Penſionen bewilliget werden [c]).

Von dieſen Tractaten war der mit Venedig äuſſerſt geheim gehalten. Ludwig Sforza konnte nur vermuthen, daß er geſchloſſen war, aber den Inhalt konnte er nicht erfahren, und dieſe Ungewißheit vermehrte die grauſame Unruhe, worin er ſich befand. Unter allen Italieniſchen Staaten hatte keiner mehr Intereſſe ſich ſeiner wider Frankreich anzunehmen, als der neue König von Neapel, Federigo, aus dem Hauſe Aragon. An gutem Willen fehlte

b) Du Mont T. III. P. II. p. 406. Daniel l. c. p. 306. Guicciard. p. 421 ſeqq.

c) Du Mont T. III. P. II. p. 408. Daniel p. 313.

es dieſem nicht, aber am Gelde, an Kräften; ein König von Neapel war damals ſehr eingeſchränkt; die Großen, die Baronen, waren zu mächtig. In der Verlegenheit wandten beyde, Ludwig Sforza und Federigo ſich an den Sultan Bajazet II, der wirklich den Krieg mit den Venezianern anfing, mit ziemlich glücklichem Erfolg; allein ohne dadurch dem bedrängten Herzog Rettung zu verſchaffen. Am Ende des Julius und im Anfange des Auguſt giengen die Franzoſen mit ſechszehnhundert Lanzen, die neun bis zehntauſend Mann zu Pferde ausmachten, mit dreyzehntauſend Mann Fußvolk, worunter fünftauſend Mann Schweizer waren, und mit acht und funfzig Stück Kanonen über die Alpen [d]). Ludwig Sforza war nicht ſo ſchwach, daß er nicht im Stande geweſen wäre, dem Feinde jeden Fußtritt ſtreitig zu machen. Er hatte vierzehntauſend Mann Infanterie, zweytauſend Lanzen, welche wenigſtens achttauſend Mann Cavallerie ausmachten; zweytauſend leichte Reuter und eine ſchöne Artillerie [e]). Tapferkeit und kriegeriſche Geſchicklichkeit würden ihm jetzt weit weſentlichere Dienſte geleiſtet haben, als alle ſeine Verſchlagenheit und ſeine Politik, auf die er ſich zu ſehr verließ. Alle ſeine Feſtungen giengen ſchnell eine nach der andern an den Feind über, theils durch Verrätherey, theils durch Feigheit ſeiner Commandanten. Zu ſeinem Unglück hatte er ſich in der Wahl ſelbſt ſeiner beyden Hauptgenerale ſo ſehr geirrt, daß der eine ein Verräther und der andere ein Poltron war [f]).

Alles

d) Daniel p. 315.

e) Daniel ib.

f) Daniel p. 317. Guicciardin. p. 454 ſeqq.

Alles gieng ſo ſchnell verloren, daß Sforza ſelbſt mit ſeinen Söhnen und ſeinem Bruder dem Cardinal Aſcanio, am zweyten September muth- und hoffnungslos Mailand verließ und ſich nach Inſpruck zu Maximilian verfügte. Das einzige Hülfsmittel, worauf er nun noch etwas rechnen konnte, war ſein Schatz, den er noch ſo glücklich war, mitnehmen zu können, der aber, nach ſo vielen ſchweren Ausgaben, nur auf zweyhunderttauſend Ducaten geſchätzt wurde, da er acht Jahre vorher, wie man mit ziemlicher Zuverläſſigkeit wußte, anderthalb Millionen betragen hatte [g]). Zu Inſpruck ſuchte Ludwig Sforza erſt Hülfe bey Maximilian, der nun den Frieden mit den Schweizern geſchloſſen hatte. Allein ſo unangenehm es dieſem ſeyn mußte, Frankreich in Beſitz von Mailand zu ſehen, ſo gab es doch vermuthlich gewiſſe Umſtände, die ihn abhielten, ſich des vertriebenen Herzogs, ob er gleich ehemals ſein Freund geweſen, und jetzt immer noch ſein Vaſall war, anzunehmen. Ich ſage gewiſſe Umſtände, weil ich ſie nirgends angegeben finde; denn daß es Geldmangel oder Veränderlichkeit ſollte geweſen ſeyn, wie Guicciardini behauptet, ſcheint ungegründet, da Ludwig jenem Mangel vermittelſt ſeines mitgenommenen Schatzes hätte abhelfen können; und was die Veränderlichkeit in den Entſchlieſſungen anbetrift, die man Maximilian ſchuld zu geben pflegt, ſo iſt es allerdings an dem, daß er, wenn er zu große Hinderniſſe fand, die Erreichung ſeiner Endzwecke lieber ausſetzte als mit großer Anſtrengung verfolgte: allein er gab ſie deswegen nicht auf, er verlor ſie nie aus ſeinen Gedanken. Die Folge wird zeigen, daß ihm ſeine Italieniſche Abſichten

g) Guicciardini p. 462.

ſtets am Herzen lagen, wie hätten ſie ihm gerade jetzt gleichgültig ſeyn können? Indeſſen war in der kurzen Zeit die Herrſchaft der Franzoſen den Mailändern ſchon äuſſerſt verhaßt geworden, ein Schickſal, das ſie gewöhnlich in dieſem Lande traf, wo ſie ſelbſt bey der Partey, von der ſie mit warmer Freundſchaft empfangen wurden, in wenig Monaten alle Liebe, alles Zutrauen, verloren hatten. Die freyen Manieren der Franzoſen, ihre Eitelkeiten, ihre zu wenige Schonung der Eigenliebe anderer, ihre Galanterien waren zu anſtößig für die geſetzten, empfindlichen, eiferſüchtigen Italiener. In dieſem Lande gab es beſtändig und allenthalben Parteyen, die ſich immer noch Gibellinen und Guelfen nannten, obgleich der erſte Anlaß dieſer Benennung nicht den geringſten Antheil mehr an ihren Streitigkeiten hatte. Die Guelfen, die unter Ludwig Sforza gedrückt und zum Theil aus dem Lande gegangen waren, hatten nun durch Frankreichs Unterſtützung Gelegenheit ſich an den Gibellinen zu rächen und ſie bedienten ſich ihrer ohne Mäſſigung. Ludwig XII, der im December nach Paris zurückgegangen war, hatte den Trivulzio, einen gebornen Mailänder, einen Guelfen, der unter die beſten Feldherren ſeiner Zeit gehörte, als Statthalter zurück gelaſſen. Dieſer Mann aber begünſtigte ſeine Partey mehr, als es die Umſtände erlaubten, war heftig, ſtolz und rauh gegen die Gibellinen, und bey einem Tumult der Fleiſcher, die ſich weigerten gewiſſe Abgaben zu bezahlen, erſtach er einige mit eigener Hand, welches den Pöbel mit geheimen Haß und Rachgier gegen ihn erfüllte. Auſſerdem erfolgte die Erleichterung der Abgaben nicht, die ſich das Volk von der neuen Herrſchaft verſprochen hatte [h].

Bey

h) Guicciard. p. 497.

Bey dieſen günſtigen Umſtänden, da ein groſſer Theil des Adels und das ganze Volk den Herzog zurückwünſchte, nahm dieſer nun achttauſend Schweizer, die ihm ohne Erlaubniß ihrer Obern zuliefen, und fünfhundert Lanzen, die man die Welſche oder Burgundiſche Garde nannte, die als Leibgarde des Herzogs von Burgund berühmt geworden war, in ſeinen Sold. Siebentauſend Deutſche ſoll ihm Maximilian überlaſſen haben [i]). Mit dieſen Truppen gieng er im Anfange des Jahres 1500 in der größten Geſchwindigkeit über die Gebürge. Sobald er auf dem Italieniſchen Boden ankam, wuchs ſein Heer täglich durch den Zulauf der Mailänder, und als er in das Herzogthum einrückte, fiel ihm jetzt alles ſo geſchwind wieder zu, als vorhin den Franzoſen. Alles war wieder in ſeiner Macht, bis auf die Feſtung Novara. Allein dieſe Freude war von kurzer Dauer, ein ſchneller und grauſamer Glückswechſel ſtand ihm bevor. Im April drangen die Franzoſen mit ſechszehntauſend Mann Infanterie, wovon zehntauſend Schweizer waren, und mit funfzehnhundert Lanzen aufs neue in das Mailändiſche ein und giengen geradesweges auf Novara, wo Ludwig die Feſtung noch belagerte. Die Franzoſen thaten dieſen Marſch deswegen, weil ſie ſich ſchon mit den Schweizern in Ludwigs Solde verſtanden. Als die Franzoſen heranrückten und den Herzog in der Stadt einſchloſſen, wollte dieſer zuvor kommen und ihnen eine Schlacht liefern. Aber ſeine Schweizer erklärten, daß ſie ohne Erlaubniß ihrer Obern gegen ihre Landesleute, die in franzöſiſchen Dienſten ſtanden, nicht fechten dürften; gleich darauf erklärten ſie, ſie müßten eben dieſes Umſtandes wegen, weil

i) Fugger IV. 4. p. 1127.

weil ſich ihre Landesleute bey dem feindlichen Heer befänden, nach Hauſe begeben, um nicht wider ſie zu ſtreiten. Dies ſetzte den unglücklichen Herzog in die größte Verlegenheit, da er außer den Schweizern ſehr wenige andere Truppen bey ſich hatte. Er bat ſie mit Thränen, von ihrem Vorſatz abzuſtehen; er that ihnen die größten Verſprechungen: aber er konnte ſie nicht bewegen. Hierauf bat er ſie, ihn doch wenigſtens bis an einen ſichern Ort zu begleiten. Auch dieſes ſchlugen ſie ab, doch willigten ſie endlich ein, daß er als gemeiner Schweizer verkleidet mit ihnen gienge, wenn er es verſuchen wollte, ob er ſo durchkommen könnte. Dies ließ er ſich gefallen, weil er kein anderes Mittel ſah, ſich zu retten. Sie hatten ſchon von dem franzöſiſchen General Erlaubniß zum Abzuge erhalten; ſie giengen alſo nun mitten durch die Reihen der in Schlachtordnung geſtellten franzöſiſchen Armee, Ludwig Sforza wie
1500. ein gemeiner Soldat unter ihnen. Allein plötzlich
April. wurde er erkannt und angehalten; ein Schweizer aus Ury, der hinter ihm gieng, ſoll ihn den Franzoſen, die ihn in dieſem Aufzuge vermutheten und ſcharf Acht gaben, durch Winke verrathen haben. Einen ſo ſchlimmen Ruf wie er auch hatte wegen ſeiner Ränke und Argliſt; ſo war doch der Anblick ſeiner auf dieſe Weiſe bewirkten Gefangenſchaft ſelbſt für viele franzöſiſche Officiere ſo rührend, daß ſie ſich der Thränen nicht enthalten konnten [k]). Der verrätheriſche Schweizer ſoll in der Folge zu Uri hingerichtet ſeyn. Ludwig wurde gleich nach Lyon gebracht, wo der König war, wo er aber die Gnade, die er ſo ſehr wünſchte, vor den Monarchen gelaſſen zu werden, nicht erlangen konnte, ſondern zwey Tage nach-

k) Guicciard. p. 502 ſqq.

nachher nach Lis de St. George gebracht wurde. Hier blieb er vier oder fünf Jahre in einem engen Gefängniß. Alsdann führte man ihn nach Loches, wo er kein beſſeres Schickſal hatte. Er ſtarb 1510, nachdem er in dieſem zehnjährigen Verhaft für die Vergehungen gebüßt hatte, wozu er durch ſeine Eitelkeit, ſeine Herrſchſucht und ſeine mit Argliſt verbundene Furchtſamkeit verleitet war. Im übrigen ſoll er nach dem Zeugniß gleichzeitiger Geſchichtſchreiber von ſanftem und gütigem Charakter geweſen ſeyn. Es iſt heut zu Tage ſchwer zu entſcheiden, ob die Beſchuldigung, die man ihm damals machte, daß er ſeine Unterthanen zu ſehr mit Auflagen drückte, gegründet war. Gewiß aber iſt, daß ihm Mailand ſeinen Seidenbau zu danken hat [l]).

Zu dieſer ſo leicht gewordenen Eroberung hätte Ludwig XII nun gern eine zweyte, die vom Königreich Neapel, hinzugefügt. Allein ob er gleich im vorigen Jahre erſt einen Waffenſtillſtand mit Maximilian geſchloſſen hatte; ſo fürchtete er doch, wenn er ſich in eine ſo wichtige Unternehmung, wie die von Neapel, einließe, möchte der Waffenſtillſtand bald ein Ende bekommen [m]). Die Bewegungen, die in Deutſchland vorgiengen, rechtfertigten einigermaßen ſeine Beſorgniſſe. Was es auch vor Gründe geweſen waren, die Maximilian abgehalten hatten, ſeinem alten Freunde Ludwig Sforza in ſeinen Bedrängniſſen zu Hülfe zu kommen, ſo blieb er doch keinesweges ruhig dabey, daß Frankreich ſo ungehindert zum Beſitz von Mailand gelangte, einem Staat, der in Anſehung ſeiner Einkünfte ſo wohl

l) Guicciard. p. 506. Daniel p. 329.
m) Guicciardini p. 507 etc. Daniel l. c.

wohl als wegen ſeiner Lage, als der Schlüſſel zu Italien, ſo wichtig war. Maximilian vermuthete aber mit Recht, daß Ludwig XII es bey dieſer einzigen Eroberung, ſo wichtig ſie auch war, nicht würde bewenden laſſen; daß auch Neapel ein Gegenſtand ſeiner Abſichten ſeyn würde. Unſtreitig würde Maximilian, wenn ihn eine uneingeſchränkte Herrſchaft über einen volk- und geldreichen Staat in Stand geſetzt hätte, immer ſeine eigene Entwürfe zu rechter Zeit auszuführen, die Vergrößerung ſeines Rivals, wo nicht gänzlich verhindert, doch auf eine wirkſame Art erſchweret haben. Allein weder als Oberhaupt des deutſchen Reichs, noch als Erzherzog von Oeſterreich befand er ſich in dieſem Falle. Da die Stände auf dem Reichstage, die er bis dahin gehalten, die Wichtigkeit der Italieniſchen Lehne und ihre Erhaltung, ſchienen erkannt zu haben, und da Frankreich ſich jetzt eigenmächtig eines der beträchtlichſten bemächtiget hatte: ſo zweifelte er nicht, ſie überzeugen zu können, daß es jetzt unumgänglich nöthig wäre, mit der ganzen Macht der Nation Frankreichs Abſichten zu hinter-
1500. treiben. Er berief daher einen Reichstag nach
Febr. Augsburg.

Die Stände fanden ſich zahlreich ein. Maximilian legte ihnen die Italieniſchen Angelegenheiten vor. Er bekam zur Antwort, was er auf ſo manchem Reichstage gehöret hatte. Man müſſe nicht an auswärtige Kriege denken, ſo lange nicht redliches und gutes Regiment, Gericht, Recht und Handhabung eingeführt wäre. Man wird fragen, woran lag es denn nun wieder, daß man noch über den Mangel an dieſen erſten weſentlichen Erforderniſſen eines wohleingerichteten Staates klagen konnte?

konnte? Das Kammergericht war aus Mangel an Beſoldung wieder eingegangen. Manche Stände mochten dies eben für keinen Verluſt halten; manchen mochte es ſogar lieb ſeyn. Allein es war den ſämmtlichen Ständen eine ſehr geläufige Sprache geworden, ſich über den Mangel guter Einrichtungen laut zu beſchweren, ſo oft ſie Laſten, die ihnen das Reichsoberhaupt zumuthete, abwenden wollten. Einige mochten wirklich die Nothwendigkeit einſehen, die mannichfaltigen Glieder des deutſchen Staatskörpers durch eine beſtimmtere Verfaſſung genauer mit einander zu verbinden. Von dem Churfürſten Berthold von Maynz läßt ſich dieſes mit Gewißheit behaupten. Er war es, der dieſesmal einen Plan durchſetzte, um dem ungeheuren Coloß, dem deutſchen Reich, eine Seele zu geben. Er war es, der durch ſeine Vorſtellungen Maximilians Einwilligung zur Errichtung eines Reichsregiments zu erhalten wußte [n]). Schon auf dem Reichstage zu Worms 1495 war es in Vorſchlag gebracht. Allein Maximilian hatte die Ausführung abgelehnt [o]). Da dieſes Reichsregiment nur von kurzer Dauer war, ſo möchte es der Mühe nicht werth ſcheinen, ſeiner Einrichtung umſtändlich zu erwähnen. Gleichwohl iſt es nichts überflüſſiges ſich damit bekannt zu machen, theils weil dadurch ins Licht geſetzet wird, was damals deutſche Patrioten von der Natur des deutſchen Staatskörpers, ſeinen Mängeln und ihren Abhelfungsmitteln dachten, theils daraus erhellet, wie ſehr es manchmal an den Regenten liegt, daß gewiſſe Augenblicke, die weſentliche Aenderungen in einer

n) Müllers Reichstagsſtaat von 1500 — 1508. t. I. p. 11.

o) S. den 1ſten Th. dieſer Geſchichte p. 190.

einer Staatsverfaſſung hervorbringen könnten, ohne Wirkung vorüber gehen. Folgendes war der Grundriß zu dem Gebäude, das Churfürſt Berthold ſo gern aufführen wollte. Das Reichsregiment ſollte ein Senat, ein Parlement der deutſchen Nation ſeyn. Es ſollte aus einem Statthalter und zwanzig Beyſitzern beſtehen. Aus einem Churfürſten, fünf churfürſtlichen Räthen; einem geiſtlichen und einem weltlichen Fürſten; einem öſterreichiſchen und einem burgundiſchen Rath, einem Prälaten, einem Grafen, zweyen Räthen aus den Reichsſtädten und ſechs Rittern und Doctoren oder Licentiaten aus den Reichskreiſen.

Die Churfürſten ſollten, einer nach dem andern, ein Vierteljahr lang perſönlich dieſem Senate beywohnen. Dieſe Zeit über hatte der Rath eines ſolchen Churfürſten zwar wohl Sitz, aber keine Stimme in dieſem Senate; daher waren nur fünf churfürſtliche Räthe.

Der geiſtliche und der weltliche Fürſt, die ebenfalls jeder ein Vierteljahr perſönlich erſcheinen ſollten, waren immer einer aus folgenden zwölfen nach der Reihe. 1) Der Erzbiſchof zu Magdeburg. 2) Der Biſchof zu Würzburg. 3) Der von Worms. 4) Der von Eichſtädt. 5) Der von Augsburg. 6) Der von Münſter. 7) Herzog Albrecht von Sachſen. 8) Herzog Georg von Bayern. 9) Markgraf Friedrich von Brandenburg. 10) Herzog Wilhelm von Jülich. 11) Landgraf Wilhelm von Heſſen. 12) Markgraf Chriſtoph von Baden. Statt eines der abgehenden Fürſten ernannte der Kaiſer oder Statthalter mit dem Reichsregiment einen neuen.

Der

Der Prälat war vierteljährig einer von folgenden vieren. 1) Der Abt von Salmonsweiler. 2) Der von Schieſſenried. 3) Der zu St. Cornelii in den Niederlanden und 4) der Probſt von Berchtolsgaden.

Von den Reichsſtädten ernannten im erſten Quartal Köln und Augsburg die beyden Räthe; im zweyten, Strasburg und Lübeck; im dritten, Nürnberg und Goslar; im vierten Frankfurt am Mayn und Ulm.

Die ſechs Kreiſe, in die man das Reich auf dieſem Reichstage theilte, und deren jeder das erſtemal einen Rath hinſandte, waren Franken, Bayern, Schwaben, die Rheinländer, Weſtphalen und Sachſen. Die Churfürſten wurden zu keinem Kreiſe mit gerechnet. Beym Abgang dieſer Räthe ernannte der Kaiſer oder Statthalter mit dem Reichsregiment einen neuen.

Dieſer Senat ſollte ſich jährlich einmal zu Nürnberg verſammeln; die Churfürſten und Fürſten auf eigene Koſten; die andern für einen gewiſſen Sold. Ein Graf oder Herr ſollte jährlich 1000 Gulden bekommen. Ein Graf oder Herr ſollte mit ſechs, die andern jeder mit vier gerüſteten Pferden erſcheinen. Der Statthalter ſollte wenigſtens Graf oder Freyherr ſeyn [p]). Dieſer Senat ſollte rathſchlagen, beſchlieſſen und ausführen. Von beſonders wichtigen Begebenheiten ſollten vorher die übrigen fünf Churfürſten und eilf Fürſten benachrichtiget werden. Dieſe ſollten alsdann erſcheinen, rathſchlagen und mit beſchlieſſen. Eben ſo ſollte der Kaiſer, wenn

p) Müller ib. p. 12 — 35.

wenn er abweſend, von beſonders wichtigen Dingen vorher benachrichtiget, und ſeine Gegenwart, ehe der Senat etwas beſchlöſſe, abgewartet werden. Könnte er aber zur geſetzten Zeit nicht kommen; ſo ſollte das Reichsregiment mit den anweſenden Churfürſten und Fürſten entweder die Sache durch die Mehrheit der Stimmen ausmachen, oder auch mehrere Fürſten und Stände dazu fodern [q]). Die Acten wurden im Namen und mit dem Siegel des Kaiſers, oder, wie man ihn damals noch, wegen noch nicht erfolgter Krönung durch den Pabſt, titulirte, des Königs von dem anweſenden Churfürſten blos mit dem erſten Buchſtaben ſeines Namens mit dem Zuſatz ad mandatum domini regis in conſilio regis unterſchrieben.

Daß der Statthalter, wozu Maximilian den Churfürſten von Sachſen Friederich III. oder den Weiſen ernannte, nicht mit unterſchrieb, ſoll blos eine beſcheidene Bedenklichkeit von dieſem Churfürſten geweſen ſeyn. Er habe befürchtet, durch ſeine Unterſchrift Eiferſucht bey den abweſenden Churfürſten zu erregen [r]). Man hat die Frage aufgeworfen, ob es des Kaiſers und der Stände Wille ſey, daß dieſes Reichsregiment an die Stelle der Reichstage treten ſollte, oder ob ihre Abſicht geweſen, daß dieſe demohngeachtet von Zeit zu Zeit ferner ſollten gehalten werden? Einige behaupten das Erſtere und gründen ſich darauf, daß während der Zeit, da das Reichsregiment wirklich Beſtand hatte, keine Reichstage gehalten wären. Hingegen leugnen andere dieſes letztere, nehmen einen in der

Zeit

q) Müller ꝛc. p. 18.

r) Müller ib. p. 18.

Zeit gehaltenen Reichstag an und behaupten, das Reichsregiment habe man ſtatt der jährlichen Verſammlungen eingeführt, die nach dem Wormſer Reichstagsſchluß 1495. blos gehalten werden ſollten, um über die Vollziehung der Reichsabſchiede zu wachen. Die Sache iſt zweydeutig. In der Acte zur Errichtung des [s]) Reichsregiments wird nirgends beſtimmt geſagt, ob das Reichsregiment blos die vollziehende oder auch die geſetzgebende Gewalt, die dem Reichstage zukommt, beſitzen ſollte. Aus den wirklichen Verhandlungen erhellet, daß das Reichsregiment ſich mit der Geſetzgebung manchmal abgegeben, manchmal aber auch Bedenken getragen, ſie in Anſehung wichtiger Gegenſtände auszuüben, ſondern ſie lieber auf künftige Reichstage verwieſen [t]).

s) Reichsregimentsordnung in Senkenbergs Reichsabſchiede II. Th. p. 56.

t) In der nämlichen Acte, wodurch dieſer Augsburger Reichstag das Reichsregiment feſtſetzte, wurde auch beſchloſſen, daß eine Armee von Söldnern ſollte gehalten werden, um den Türken und anderer fremden Gewalt widerſtehen zu können. Unter der andern fremden Gewalt verſtand man Frankreich, dem man nicht traute und mit dem man nicht gern brechen wollte. Zur Unterhaltung dieſer Söldner, oder, nach unſerer heutigen Art zu reden, dieſer ſtehenden Armee ſollten allgemeine Contributionen nach folgenden Verhältniſſen bezahlt werden:

Je vierhundert Perſonen (Mann, Frau und Kinder für eine Perſon gerechnet,) die etwas Eignes an liegender oder fahrender Haabe beſäßen, ſollten einen Mann zu Fuß halten. Wer nichts Eignes hätte, ſollte doch einen Schilling ($\frac{1}{20}$ eines Rheiniſchen Gulden) geben. Knechte und Mägde $\frac{1}{60}$ von einem Gulden Lohn. Alle geiſtliche Perſonen ohne Unterſchied einen von vierzig Gulden jährlicher Einkünfte. So auch die

1500. Das Reichsregiment hielt noch in dem nämlichen Jahre (1500) ſeine erſten Sitzungen. Das Ge-

die deutſchen Ritter und die freyen und Reichsſtädte. Jeder Graf und Herr ſollte von viertauſend Gulden jährlicher Einkünfte einen Reiſſigen halten. Ritter und Knechte ſollten nach ihrem Vermögen auch etwas thun. Die Churfürſten und Fürſten ſollten auſſer dem, was laut des Anſchlages von ihren Unterthanen gefodert wurde, nicht unter fünfhundert Reiſſigen halten. Jeder Jude, jung oder alt, ſollte jährlich einen Gulden bezahlen. In jeder Kirche, in jedem Kloſter ſollten freywillige Beyſteuern geſammelt werden. Müller ib. p. 39 ſq.

Noch kam eine andere Angelegenheit auf dieſem Reichstage vor. Das ruchloſe Leben Alexanders VI. und ſeines Baſtards und die ſchwarzen Verbrechen, die dieſe beiden Böſewichter zur Erreichung ihrer ehrgeizigen Abſichten ausübten; ihre öffentliche Verachtung aller guten Sitten, ſogar alles Scheines von Rechtſchaffenheit konnten in Deutſchland nicht mehr unbekannt ſeyn. Als man nun noch dazu erfuhr, daß dieſes Paar ſich verächtlich über die Deutſchen ausgedrückt hätte, daß Ceſar Borgia, als er einige hunderttauſend Ducaten einſt im Spiel verloren, ſie gleichgültig mit den Worten hingeworfen hätte: „es wären nur die Sünden der Deutſchen;“ ſo faßte man den Muth, eine ernſtliche Sprache gegen den heiligen Vater zu führen. Man beſchloß auf dieſem Augsburger Reichstage eine Botſchaft an ihn zu ſenden, und ihn an ſeine Schuldigkeit zu erinnern, die Ablaßgelder zu ihrer eigentlichen Beſtimmung, zu den Anſtalten wider die Türken, anzuwenden. Eben dieſe Botſchaft ſollte wegen der Beſchwerden der deutſchen Nation und wegen der Uebertretungen der Concordate mit dem heiligen Vater ernſtlich handeln. Die Geſandſchaft unterblieb zwar, allein der päbſtliche Legat, der die Ablaßgelder in Deutſchland einſammeln ſollte, hatte den Verdruß zu ſehen, daß die Deut-

Geſchäft, das Maximilian ihnen durch ſeine Räthe am angelegentlichſten empfahl, betraf den Zuſtand der Sache in Italien. Er ließ ihnen vorſtellen, daß der Pabſt und der König von Frankreich verſchiedene Italieniſche Reichsſtände vom Reiche ab- und unter ſich zu bringen ſuchten; man möchte dieſen Italieniſchen Ständen Hülfe verſprechen und auch wirklich leiſten. Dieſe Gefahr der Italieniſchen Stände beſtand darin: der König von Frankreich hatte, wie wir geſehn, Mailand, eigentlich ein Reichslehn durch Gewalt der Waffen erobert. Er hatte auch Abſichten auf Neapel, das zwar kein Reichslehn iſt. Allein durch die Eroberung dieſes Reichs wäre er zu einer ſolchen Uebermacht in Italien gelangt, daß alle übrige dortige Reichslehne ſchwerlich wären zu retten geweſen. Der Pabſt, wie wir oben geſehn, gieng offenbar damit um, ſeinem Baſtard, Ceſar Borgia, mit ungeſcheuter Verletzung der Gerechtigkeit, einen weltlichen Staat zu verſchaffen, und Frankreich hatte verſprochen, ihm dazu behülflich zu ſeyn.

Das Reichsregiment fand die Vorträge des Kaiſers billig. Doch hielt es dafür, es würde beſſer ſeyn, keine Hülfe zu verſprechen, weil man wüßte, wie langſam und ſchwer es halten würde, ſie aufzubringen, und die Nichterfüllung eines ſolchen Verſprechens würde der deutſchen Nation Mißglauben und Verachtung zuziehen; es wäre daher nöthig, die Churfürſten und Fürſten unmittelbar zu berufen u).

Deutſchen ſo entſchloſſen waren, ihre Beutel nicht mehr ſo gutherzig zu öffnen, als ſie bis dahin gethan hatten. Müller ib. p. 46.

u) Müller ib. p. 51.

Dies geſchah. Doch blieb das Reichsregiment in der Zwiſchenzeit in Anſehung dieſes Italieniſchen Geſchäftes nicht müſſig. Es fertigte den Grafen Adolph von Naſſau, den Ritter Heinrich von Bonau und den Doctor Gregorius Lamperter nach Frankreich ab, wegen eines Friedens oder Waffenſtillſtandes zu negociiren v). Die ernſtliche Sprache dieſer Geſandten und die Furcht, daß endlich ganz Deutſchland wirklich zu den Waffen greifen möchte w), und das Bewußtſeyn Ludwig des XII, daß er ſeinen Zweck in Anſehung Neapels dennoch durch ſchon genommene aber noch geheime Maaßregeln erreichen würde, bewogen dieſen Monarchen zu einem Waffenſtillſtande, der zu Blois am 13. Dec. 1500 geſchloſſen wurde und bis zum 1ſten Jul. des folgenden Jahres dauren ſollte x).

Zwar wollte Maximilian dieſen Stillſtand anfangs nicht ratiſiciren, indem er dem Reichsregiment wiſſen ließ, der franzöſiſche Hof habe den Tractat ſo fein abgefaßt, daß die Italieniſchen Staaten nicht mit darinn begriffen wären, und daß zu beſorgen wäre, Ludwig würde nach Eroberung Neapels ganz Italien unter ſich bringen und nach der Kaiſerkrone trachten y). Churfürſt Friederich und das Reichsregiment, waren anfangs über ſeine Weigerung und über ſeine Verſicherung, daß der Tractat ſo zweydeutig abgefaßt ſey, betroffen. Doch nach genauer Erkundigung glaubten ſie in Anſehung des letztern Punktes das Gegentheil zu finden, und baten

v) Müller ib. p. 62.

w) Guicciardini V. p. 506. Daniel VIII. p. 331.

x) Müller l. c. p. 62.

y) Müller p. 67.

baten ihn zu ratificiren. Maximilian blieb in ſeiner Antwort dabey, der Sinn des Tractats wäre finſter und dunkel, und Frankreich würde ihn ſo auslegen, daß das Reich ganz Italien verlieren würde [z]). Endlich, nach verſchiedenen Ausbrüchen der Unzufriedenheit von Seiten des Kaiſers, die aber das Reichsregiment nicht vermochte, aus ſeinem langſamen Gange zu bringen, erſt am 3ten April 1501, gab er ſeine Ratification zu dieſem Tractate, ob durch eine Geldſumme dazu bewogen, beruhet blos auf dem Zeugniß des Guicciardini, der Maximilianen gar nicht günſtig iſt [a]). Gewiſſer iſt, daß ihn vorzüglich ſein Sohn, Erzherzog Philip dazu beredete. Ludwig XII hatte den Erzherzog durch folgendes Mittel zu gewinnen gewußt. Er hatte ihm eine Heirath zwiſchen Ludwigs Tochter, Claude de France, damals anderthalb Jahr alt, und dem jungen Erzherzog (dem nachmaligen Kaiſer) Karl dem V, Philips Sohn, damals fünf viertel Jahr alt vorgeſchlagen. Bey allen Erfahrungen, die man ſchon von der Unſicherheit ſolcher frühen Heirathstractaten hatte, war doch Philip ſo ſehr dafür eingenommen, daß er endlich ſeinen Vater zum Nachgeben beredete, und am 13ten Octob. 1501. 1501.
wurde zu Trient ein Friede zwiſchen Maximilian, 13. Oct.
Erzherzog Philip und Ludwig XII geſchloſſen. Vermöge deſſelben wurde, auſſer obiger Heirath, auch eine zweyte zwiſchen dem Dauphin und einer von Erzherzogs Philips Töchtern beſchloſſen. Maximilian verſprach dem König auf dem nächſten Reichstage zu Frankfurt die Belehnung von Mailand in

z) Müller p. 79.

a) Guicciardini V. p. 507.

Gegenwart der Stände zu ertheilen. Ludwig verſprach dem Kaiſer Hülfe wider die Türken, und ſeine Rechte an Ungarn und Böhmen nach dem Tode des damaligen Königs Ladislaus nach Möglichkeit zu unterſtützen. Er verſprach ferner Maximilians Römerzug und Kaiſerkrönung zu Rom zu befördern. Für den unglücklichen Ludwig Sforza that doch Maximilian bey Gelegenheit dieſes Friedens ſo viel, daß ein Artikel eingerückt wurde, vermöge deſſen ihm ein Diſtrict von fünf franzöſiſchen Meilen zum Spatzieren und zur Jagd vergönnet seyn ſollte [b]). Maximilian ertheilte Ludwig XII die Belehnung und dieſer gab zur Recognition jährlich ein Paar ſilberne Sporn [c]). Uebrigens hatte Maximilian im Grunde Recht gehabt, wenn er behauptet hatte, daß Ludwig XII bey dem Stillſtande Abſichten in Anſehung Italiens hätte, daß er nur dem Kaiſer und dem Reich die Hände binden wollte, ihn an ſeinen Eroberungen in jenem Lande nicht zu hindern. In der That wurde Maximilians Mißtrauen gleich nach dem Stillſtande durch ſolche Auftritte gerechtfertiget, die, ſo wie ſie damals das Erſtaunen der Welt erregten, immer noch eine der intereſſanteſten Begebenheiten in der Geſchichte ſind.

Um die Zeit, da durch Mitwirkung des Reichsregiments an dem Frieden zwiſchen Maximilian und Ludwig XII gearbeitet wurde, kam zwiſchen eben dieſem Ludwig und Ferdinand von Spanien ein Tractat in geheim zu Stande, ein Theilungstractat, der damals noch nicht ſeines gleichen hatte. Ludewig und Ferdinand geſtanden einander im Vertrauen,

b) Du Mont T. IV. P. I. p. 16.

c) Guicciard. Müller l. c.

trauen, jeder gegründete Anſprüche auf Neapel zu haben, und ſie kamen überein, dieſes Königreich unter ſich zu theilen. Ferdinand ſollte zu ſeinem Antheil Apulien und Calabrien unter dem Titel eines Herzogthums bekommen, weil dieſe beyden Provinzen in Anſehung Siciliens, das er ſchon beſaß, die bequemſte Lage für ihn hatten. Das übrige nebſt der Hauptſtadt, und dem Titel eines Königs von Neapel und Jeruſalem ſollte Ludwigen zu Theil werden. Der Tractat wurde zu Granada 1500 den 15. Nov. ratificirt [d]). Es iſt der Mühe werth, die Einleitung dieſes Tractats zu leſen. Die Concipienten ſtrengten ſich recht an, die Abſichten der beiden Monarchen als fromme chriſtliche Abſichten, wozu ſie blos das Beſte der Chriſtenheit bewogen hätte, vorzuſtellen. Nie wurde die Maske der Heucheley ſo unverſchämt gebraucht, öffentliche Ungerechtigkeiten zu bedecken. Der pathetiſche Styl dieſer Einleitung und die pathetiſche Manier, wie Scapin in der Komödie ſeine Streiche erzählt, gehören in eine Claſſe. Beide Monarchen fingen mit der Klage an, wie traurig, wie bejammernswürdig es ſey, daß die Zwietracht und die Kriege unter chriſtlichen Fürſten, auf Antrieb des Teufels kein Ende hätten. Es folgte eine lange Erzählung alles des Elends und aller der Abſcheulichkeiten, die den Krieg zu begleiten pflegen, und die Betrachtung wird hinzugefügt, wenn die chriſtlichen Fürſten dieſes bedächten, würden ſie ſich nicht ſo gern gegen ihre Brüder bewaffnen, zumal da der Türke ſeine Macht immer weiter ausbreite. Beyde Monarchen hätten erwogen, daß der Heiland bey ſeiner Himmelfahrt ihnen eine unſchätzbare Erbſchaft, den Frieden, hinterlaſ-

1500. 15. Nov.

 ſen

d) Du Mont T. III. P. II. p. 445.

ſen hätte. Von dem Werth dieſer Erbſchaft ganz durchdrungen, wollten ſie auch andere Fürſten einladen, daran Antheil zu nehmen und ſchlöſſen zu dem Ende mit Hülfe des heiligen Geiſtes dieſen Tractat, um König Friedrich von Neapel ſeines Reiches zu berauben und es unter ſich zu theilen. Zum Vorwande wurde behauptet, König Friedrich habe die Türken zum Kriege wider die Chriſten reizen wollen. Alexander VI. trat dieſem Bündniß bey, verſprach jedem der beiden Monarchen die Inveſtitur wegen ſeines Antheils und erhielt dagegen das Verſprechen, daß ſein Baſtard mit größeren Herrſchaften verſorgt werden ſollte [e]). Um in der Ausführung dieſes Tractats an Maximilian und an dem deutſchen Reiche keine Gegner zu finden, hatte Ludwig XII jenen Frieden zu Trient zu erhalten geſucht.

Man weis nicht, welcher von beyden Monarchen dieſen Theilungsplan zuerſt in Vorſchlag brachte. Doch fällt der Verdacht auf Ferdinand, der in Anſehung der wenigen Bedenklichkeit, womit er, ſeinen jedesmaligen Abſichten gemäß, Verträge ſchloß und brach, mit dem Lacedämonier, Lyſander, zu vergleichen war. Ludwig XII war zu gerade, zu offen in ſeiner Art zu handeln, als daß man ihn für den Erfinder dieſes Plans halten könnte, ob er gleich bereit genug war, ſolchen Erfindungen Beyfall zu geben.

Der Tractat wurde lange äuſſerſt geheim gehalten, und ehe er zur Ausführung kam, trieb Ferdinand die Verſtellung ſo weit, daß ſein Vetter Friedrich ihn als ſeinen einzigen Freund anſah. Ludwig XII hatte aus ſeinen Anſprüchen, auf Neapel kein Ge-

e) Daniel VIII. p. 333. Guicciardini.

Geheimniß gemacht; in der That waren ſie bekannt genug, und Friederich wußte, daß Ludwig ſie durch die Waffen ausführen würde, ſo bald er keinen eiferſüchtigen Gegner zu fürchten hätte. Friederich hatte ſich früh an Ferdinand gewandt, ſeinen Blutsverwandten, das Haupt des Aragoniſchen Hauſes, dem Neapel zufallen mußte, ſo bald die daſelbſt etablirte unächte Nebenlinie, aus der Friederich ſtammte, ausgieng.

Ferdinand machte große Rüſtungen. Sie ſollten, gab er vor, wider die Türken ſeyn. In der That lief der große Feldherr Gonſalvo mit einer Flotte von dreyßig Schiffen, viertauſend Mann Infanterie und dreyhundert Lanzen von Spanien aus, ſtieß zu den Venezianern und half ihnen Cefalonien erobern. Friederich bildete ſich ein, der große Feldherr habe geheimen Befehl, ihm gegen Frankreich beyzuſtehen.

Indeſſen fing nun Ludwig XII zuerſt öffentlich die Feindſeligkeiten wider Friederich an. Eine ſtarke franzöſiſche Armee drang durch den Kirchenſtaat in Neapel ein und eine Flotte von ſechzehn, theils großen theils kleinen Schiffen gieng mit Artillerie und Truppen aus der Provence eben dahin ab. Friederich gab von der Annäherung dieſer Macht dem großen Feldherrn, der von der Türkiſchen Expedition nach Sicilien zurückgekommen war, Nachricht, immer noch in der Meynung, daß dieſer in geheim zu ſeinem Beyſtande beordert ſey. Gonſalvo läßt ihn in dieſem Wahn und verlangt, daß er ihm auf der calabriſchen Küſte nur einige Plätze zur Ausſchiffung ſeiner Truppen einräumen ſoll. Friederich iſt bereit dazu, nimmt ſeinen vermeinten Retter mit Freuden auf. Kaum hat er

ihn empfangen, als er in ihm ſeinen Verräther erkennt [f]). Sobald die franzöſiſchen Truppen die Grenzen von Neapel betreten und die ſpaniſchen Truppen im Beſiß der calabriſchen Seepläße ſind, bricht das Geheimniß hervor. Der franzöſiſche und ſpaniſche Geſandte zu Rom begeben ſich in das Conſiſtorium, und erklären in Gegenwart des Pabſtes, daß die beiden Monarchen jenen Theilungstractat geſchloſſen haben, zu verhüten, daß Friederich die Türken nicht nach Italien locke.

Da König Friederich die Fruchtloſigkeit alles Widerſtands, den er beiden vereinigten Mächten hätte thun können, einſah, ſo faßte er den Entſchluß, ſich zu ergeben und zwar demjenigen ſeiner Feinde, der es immer öffentlich geweſen war, lieber, als ſeinem Blutsfreunde, der ihn ſo treulos hintergangen hatte. Er bat und erhielt ſichres Geleit von Ludwig XII, dem er alle ſeine Rechte an Neapel abtrat, und der ihm dagegen das Herzogthum Anjou mit dreyßigtauſend Ducaten Einkünfte auf Lebenslang und die Grafſchaft auf ſeine männliche und weibliche Nachkommen ſchenkte. Dieſe Bedingungen wurden ihm auch gehalten. Er beſaß jenes Herzogthum bis an ſeinen Tod, der 1504. erfolgte [g]). Seine Enkelin, die ſich in Frankreich vermählte, brachte durch ihre Heirath ihre Anſprüche an beide Sicilien an das Haus Tremouille, das daher 1748. gegen die Artikel des Aachner Friedens, die dieſen Staat betrafen, proteſtirte. Königs Friederich älteſter Sohn hatte ein trauriges Schickſal. Er hielt ſich bey dem Einbruch der beiden feindli-

chen

f) Daniel VIII. 335 etc. Guicciard. V. p. 522 etc.

g) Daniel VIII. p. 342 ſq.

chen Armeen zu Tarent auf. Er war noch ſehr jung. Der Gouverneur von Tarent, unter deſſen Aufſicht er war, mußte ſich dem großen Feldherrn ergeben; er bedung ſich dabey aus, daß der junge Prinz ſeine Freyheit behalten und zu ſeinem Vater nach Frankreich reiſen ſollte. Der große Feldherr beſchwor dieſe Bedingung auf einer geweihten Hoſtie, dachte nichts weniger, als ſie zu erfüllen, und ſandte den Prinzen, ſobald er ihn in ſeiner Gewalt hatte, als Gefangnen nach Spanien [h]). Guicciardini, deſſen hiſtoriſcher Charakter hinlänglich bekannt iſt, verſichert, Maximilian habe von dem König Friederich, als dieſer noch allein wegen Frankreich beſorgt war, vierzigtauſend Ducaten empfangen, um ihm gegen Frankreich beyzuſtehen. Und ſo bald er die Hülfe wirklich leiſten würde, habe ihm Friederich funfzehntauſend Ducaten verſprochen [i]).

Schon im erſten Jahr des Reichsregiments bey Verhandlung dieſer Italieniſchen Geſchäfte zeigte ſichs, daß dieſes Inſtitut für die meiſten Stände zu regelmäßig war, und auf eine genauere Verbindung abzielte, als ſie wünſchten. Auf der andern Seite ſah man auch, daß der Kaiſer dieſes Inſtitut aus einem falſchen Geſichtspunkte beurtheilte. In ſeinen Augen war es zur Minderung ſeiner Macht, oder wie er ſich ausdrückte, ſeiner Hoheit errichtet. Er wollte ihm deswegen nicht perſönlich beywohnen. Die Mitglieder verſicherten ihm das Gegentheil; das Reichsregiment ſollte vielmehr dazu dienen ihn groß und erhaben zu machen [k]); er möchte

h) Daniel VIII. p. 343.

i) Guicc. V. p. 520.

k) Müller p. 121. 122 ſq.

möchte doch kommen, ſonſt wäre Zerrüttung zu beſorgen. Er ließ ſich zwar bereden, allein bey dem erſten Widerſpruch von Seiten des Regiments entfernte er ſich wieder zum großen Verdruß der Mitglieder. Als die Sache wegen Italien dem Statthalter und den Räthen ſo wichtig ſchien, daß ſie die Churfürſten und Fürſten deswegen beriefen, erklärten einige von dieſen öffentlich, ſie würden nicht erſcheinen. Das Regiment hielt daher für nöthig, einen Reichstag nach Frankfurt auszuſchreiben, der aber nicht gehalten wurde [1]).

Einige Churfürſten und Fürſten fanden ſich jedoch zu Nürnberg ein, und einige Publiciſten warfen nun die Frage auf, ob dieſe Verſammlung ein Reichstag oder Regimentstag zu nennen ſey. Wir getrauen uns nicht, dieſe wichtige Frage nach Würden zu unterſuchen. Müller behauptet, es ſey ein Regimentstag, kein Reichstag geweſen, denn die formalia eines Reichstages wären nicht dabey beobachtet worden. Müller kannte die formalia ad vnguem; auf ſeine Entſcheidung können wir es alſo beruhen laſſen. Manchen Publiciſten ſind formalia etwas weſentliches und weſentlicher als die Subſtanz ſelbſt.

Wenn das Reichsregiment unter den Kaiſern aus dem Karolingiſchen oder aus dem Sächſiſchen Hauſe, oder nur noch vor den Zeiten der Schwäbiſchen Kaiſer errichtet wäre; ſo läßt ſich zwar nicht behaupten, daß es ohnfehlbar von längerer Dauer, als unter Maximilian würde geweſen ſeyn; es wären aber doch jene Zeitpunkte ſeiner Exiſtenz weit günſtiger geweſen, und Deutſchlands Verfaſſung würde

1) Müller p. 134.

würde eine regelmäßigere Bildung bekommen haben. Damals aber, wie Churfürſt Berthold dieſen Plan verſuchte, waren die verſchiedenen Mitglieder des Reichs ſchon ſeit Jahrhunderte gewohnt, ſich jedes zu ſehr als einen für ſich beſtehenden Staat zu betrachten, um dieſen Vorzug wieder aufzugeben und wieder ein vom Ganzen ſo ſehr abhängiges Mitglied zu werden, als es jener Plan erfoderte. Die Stände, hauptſächlich die Mächtigeren, konnten vermöge der menſchlichen Natur mit einer Einrichtung nicht zufrieden ſeyn, die dem Anſehen nach den Kaiſer allein, in der That aber jeden Fürſten in manchen Abſichten einſchränkte. Die Stände bezeigten gleich Anfangs ihre Unzufriedenheit. Die wahre Urſache ihres Mißvergnügens verſteckten ſie unter mancherley Vorwand. Der eine ſchien oder war vielleicht wirklich eiferſüchtig, daß er nicht mit unter die Zahl der Regimentsräthe geſetzt war; dem andern war es zu beſchwerlich, ſich in Nürnberg ſo lange aufzuhalten [m]).

Die zum Reichsregiment angeſetzte Perſonen hatten wirkliche Urſachen zum Mißvergnügen. Diejenigen von ihnen, die Sold empfangen ſollten, bekamen ihn nicht [n]). Alle Geſchäfte des Reichs ſollten durch das Regiment beſorgt werden. Maximilian, der das Inſtitut mit Vorurtheil als ſeiner Autorität nachtheilig anſah, kehrte ſich daran nicht. Er verlangte Hülfe wider die Türken; er hätte ſich deswegen an das Regiment wenden ſollen; er aber ſandte Ausſchreiben deswegen an die Stände; dieſes nahmen die zum Regiment deputirte Perſonen als

m) Müller l. c. p. 234 ſq.

n) Müller l. c.

als einen Wink an, daß der Kaiſer durch ſie keine Geſchäfte weiter treiben wollte. Sie reiſten daher 1500 von Nürnberg ab und Churfürſt Berthold hatte den Schmerz, zu ſehen, daß ſein Plan, der bey aller Vortrefflichkeit dem damaligen Zuſtande der Nation nicht angemeſſen war, zu Grunde gieng.

Wenn es dem Geſchichtſchreiber geſtattet wäre, ſich in die Unterſuchung der möglichen Folgen einzulaſſen, die aus einem gewiſſen Zuſammenfluß von Urſachen hätten entſtehen müſſen, wenn man ſich die Urſachen, die wirklich vorhanden waren, nur etwas verändert dächte, wenn man z. E. den Hauptperſonen, von denen die Entſcheidung hauptſächlich abhieng, einen andern Charakter gäbe, als derjenige, den ſie wirklich beſaßen; ſo würde dieſer damals ſo oft vorgeſchlagene und einigemal wirklich verſuchte Plan eines Reichsregiments ein weites Feld zu dergleichen Betrachtungen eröffnen. Viele Stände erkannten die Mängel und Fehler der bisherigen Verfaſſung; es war ihr ernſtliches Verlangen, ſie auf einen neuen feſten Fuß zu ſetzen. Eiferſucht herrſchte ſtark unter ihnen. Man gedenke ſich jetzt einen Augenblick, daß, ſtatt des offenen, freymüthigen, auf ſeine Zwecke unverſtellt zueilenden Maximilians, ein ſo ſchlauer, ſo unergründlicher Prinz, wie Ferdinand der Katholiſche, ein ſo unübertroffener Meiſter in allen Künſten der Politik und Verſtellung, die Römiſche Königswürde bekleidet hätte; man nehme an, daß er, ſtatt des ſo heftigen Verlangens, von dem Maximilian beherrſcht wurde, den äuſſerlichen Glanz der Kaiſerwürde in Italien wieder herzuſtellen, ſich zum Hauptzweck vorgenommen hätte, dem kaiſerlichen Anſehn in Deutſchland einen neuen feſten dauerhaften Grund zu verſchaffen: und man

wird

wird ohne Zweifel finden, daß in ſolchem Falle unter einem Römiſchen König von ſolchem Charakter die Verſuche mit dieſem Plane leicht einen andern Ausgang hätten bekommen können. Allein das Gebiet möglicher Dinge, wo die Einbildungskraft ſelten Grenzen findet, ſo unterhaltend und ſelbſt ſo lehrreich es ſeyn möchte, muß den Geſchichtſchreiber nie verführen, ſeines Amts zu vergeſſen, das blos die Darſtellung geſchehener Dinge im Zuſammenhange mit ihren Urſachen von ihm fordert.

Maximilian verrieth um dieſe Zeit ſeinen Verdacht wider die Abſichten der Stände, als ob ſie mit der Schmälerung ſeiner Autorität umgiengen, noch auf eine andere Weiſe, durch die Errichtung eines Hofraths. Anfangs ſollten nur die Angelegenheiten der öſterreichiſchen Erblande von dieſem neuen Tribunal betrieben werden. Allein bald zog Maximilian auch Reichsſachen und Rechtshändel der Reichsſtände vor daſſelbe. Zwar beſchwerten ſich dieſe darüber, allein ohne Wirkung °).

o) Pütters Beyträge zur Lehre vom Urſprunge des Reichshofraths ꝛc. in den Hannöverſchen Gelehrten Anzeigen von 1750 No. 42.

Siebendes Kapitel.

Begebenheiten von 1502 bis 1504.

Inhalt.

Churfürſtentag oder Verſammlung der Churfürſten zu Gelnhauſen — Ihr Verein — Mißverſtändniſſe zwiſchen ihnen und Maximilian — Das gute Vernehmen wird wieder hergeſtellt — Maximilian ſucht eine Armee von Freywilligen wider die Türken aufzubringen — Die Franzoſen werden aus ihrem Antheil an Neapel durch die Spanier verdrungen — Tractaten zwiſchen Maximilian und Ludwig XII zu Blois — Dieſen Tractaten zuwider vermählt Ludwig ſeine älteſte Tochter mit dem Grafen, Franz von Angoulesme. —

In dem Tridenter Frieden hatte ſich Maximilian von Ludwig XII Hülfe wider die Türken verſprechen laſſen. Ein Zug wider dieſe damals ſo furchtbare Nation war zwar immer, vorzüglich aber um dieſe Zeit der Lieblingsgegenſtand, womit Maximilian ſich beſchäftigte. Einige Phänomene in der Natur deren Ungewöhnlichkeit ſie, in einem mit der Natur, ſo wenig bekannten Zeitalter, für lauter Wunder halten ließ, ſetzten ſeine Einbildungskraft, die ſich vielleicht ein wenig zu viel mit bloßen Möglichkeiten beſchäftigte, ins Spiel, und er ſah in jenen täuſchenden Naturbegebenheiten nichts anders als göttliche Auffoderungen, ſeinen Zug gegen die Türken zu vollführen. Schon hatte er auf dem Reichstage zu Augsburg vergebliche Vorſchläge gethan; er hatte nachher, zum Verdruß des Reichsregiments beſondere Ausſchreiben deswegen ergehen laſſen.

Aber auch die Churfürſten waren damit nicht zufrieden. Sie hielten eine Zuſammenkunft zu Gelnhauſen. Von dieſem Orte aus antworteten ſie dem Kaiſer, daß ſie zwar von Herzen geneigt wären, ihm wider die Türken beyzuſtehen, daß aber die Macht der Türken und die Geſchicklichkeit ihres Kriegsvolks den Beytritt anderer Mächte erfoderte, und daß hoher, zeitiger und geſunder Rath nöthig wäre, wie der Krieg müßte geführet werden: Sie wären dazu erbötig, ſo bald er nur mit ihnen an gelegner Wahlſtatt Handlung darüber vornehmen wollte [a]). Sie trafen an eben dieſem Orte eine Verbindung oder eine ſogenannte Union, des Inhalts, in Angelegenheiten des Reichs ſich nicht von einander zu trennen, ſondern als Ein Weſen bey einander zu halten, zu ſtehen und zu bleiben. Dieſer Vertrag ſollte auch unter ihren Nachfolgern fortdauern und jeder neue Churfürſt ſollte ihn beſchwören. Alle Jahre wollten ſie einmal perſönlich zuſammen kommen [b]). Maximilian ſeiner Seits nahm dieſe Verſammlung der Churfürſten, ohne von ihm berufen zu ſeyn, ſehr übel. Er ſchickte einen Geſandten nach Gelnhauſen, Hans von Stadion, der ſich in ſeinem Namen über ihr Verfahren beſchwerte. Die Unzufriedenheit ſtieg auf beyden Seiten immer höher. Maximilian ſah den Churfürſten Berthold von Maynz, als den Urheber alles deſſen an, was die Churfürſten, nach Maximilians Urtheil, zur Einſchränkung der kaiſerlichen Macht vornahmen. Er machte ihm deswegen bittere Vorwürfe in einem Brief, worinn er ihm ſagte, daß ſeine, des Churfürſten, Perſon, ihm verhaßt wäre;

a) Müller l. c. p. 241.

b) Müller l. c. p. 247. Du Mont T. IV. P. I. p. 31 ſq.

der Churfürſt wäre an dem fruchtloſen Ausgange ſo vieler Reichstage ſchuld, ihm wäre es zuzuſchreiben, daß gegen die Türken nichts unternommen würde, und daß es mit der Kaiſerkrone ſo mißlich ausſähe [c]). Maximilian glaubte nämlich, daß ſeine bisher immer noch unterbliebene Kaiſerkrönung durch den Pabſt ein ſehr nachtheiliger Umſtand für ihn wäre, und daß der König von Frankreich damit umgienge, ſich der Kaiſerwürde anzumaaßen.

Es kamen verſchiedene andere Anläſſe dazu, die das Mißverſtändniß vermehrten. Das Kammergericht war wegen Mangels an Beſoldung eingegangen. Maximilian hatte, ohne mit den Ständen etwas zu verabreden, ein neues zu Regensburg eigenmächtig eröffnet. Er hatte den Churfürſten Herrmann von Köln, der mit der Stadt Köln Streitigkeiten hatte, befohlen, perſönlich oder durch Bevollmächtigte vor ſeinem königlichen Hofe zu erſcheinen [d]). Er hatte verlangt, daß die Churfürſten ſeinen Sohn, Philip, als Erzherzog von Oeſterreich in ihr Collegium aufnehmen ſollten; ſie ſchlugen es ihm durch eine Geſandſchaft ab. Ueber alle dieſe Punkte wurde in Briefen und durch Geſandſchaften viel gehandelt. Die Churfürſten hielten zweymal einen Churfürſtentag zu Maynz und zu Frankfurt 1503. Endlich erſt nach zwey Jahren 1504 den 11ten Jan. wurde das gute Vernehmen wieder hergeſtellet. Der Kaiſer ſtand von ſeinem Verlangen, in Anſehung der Churwürde ſeines Sohnes, ab. Er ließ ſich die Verſicherung gefallen, daß die Churfürſten zwar dem Hauſe Oeſterreich wohlgeneigt wären, daß aber die Zahl der ſieben Churfürſten

c) Müller l. c. p. 288.

d) Lünig Reichsarch. T. XVI. p. 940 ſq.

ſten wohlbedächtig angenommen, und vom Stuhl zu Rom und in der güldenen Bulle feſtgeſetzt ſey [e]). Die Churfürſten verſprachen, keine eigenmächtige Zuſammenkünfte zu halten, wenn gleich der Kaiſer keinen Reichstag zur beſtimmten Zeit berufen ſollte. Es wurde aber verabredet, einen Reichstag zu Köln zu halten. In Anſehung des Kammergerichts erklärte Maximilian, daß die Churfürſten ihre Beyſitzer nicht geſchickt hätten, ohnerachtet er ſie oft daran erinnert hätte, und daß er daher blos, um den klagenden Parteyen Recht zu verſchaffen, das Gericht mit tüchtigen Subjecten beſetzt, und zu ihrer Beſoldung die ehemals gewöhnlichen Sporteln, die auf dem Reichstag zu Freyburg abgeſchaft waren, wieder erlaubt hätte [f]). Bey allen dieſen Mißhelligkeiten vergaß Maximilian ſein damaliges Lieblingsproject, den Zug wider die Türken, nicht. Da die Churfürſten ſo viele Schwierigkeiten machten, ſo fiel ihm ein, ein Heer von Freywilligen aus ganz Deutſchland einzuladen Die Gründe, wodurch er den deutſchen kriegeriſchen Adel in einem Ausſchreiben dazu aufmunterte, waren einem unwiſſenden abergläubiſchen Zeitalter angemeſſen. Ein Stein zwey Centners ſchwer, war ſchon vorlängſt, bey einer Armee unter Maximilians Commando, mit großem Ungeſtüm, (ſagt er ſelbſt) [g]) vom Himmel gefallen, und Maximilian hatte dieſen Stein, der unſtreitig

e) Müller l. c. p. 288.

f) Müller l. c. p. 358.

g) Datt de p. p. II. c. p. 217. S. mehr von dieſem wundervollen Kreuze in Struvens Vorbericht zu Io. Franc. Pici Mirandulani Stauroſtichon; ein lateiniſches Gedicht auf dieſes Phänomen ap. Freh. T. II. p. 494.

ſtreitig ein ſchickliches Ermahnungsmittel der Gottheit an die Menſchen war, in der Kirche zu Insisheim aufhängen laſſen. Maximilian hatte, erzehlt er ſelbſt, allen Chriſten, Königen und den deutſchen Ständen, allein leider vergeblich, die Bedeutung dieſes geheimnißvollen Steins eröffnet. Die Verachtung dieſes Winks habe Gott mit den böſen Blattern (veneriſchen Krankheiten) beſtraft, an denen einige tauſend Menſchen den Tod und unüberwindliche Schmerzen erlitten hätten. Da auch dieſe Züchtigung den harten Sinn der Menſchen nicht erweicht habe, ſo habe Gott wunderbarer Weiſe das Zeichen des Kreuzes mit blutrothen und todtblaſſen Farben an viel tauſend Menſchen erſcheinen laſſen. Daß dieſe Zeichen beſonders in Deutſchland wären geſehen worden, bedeute nicht ſo wohl, daß die Deutſchen größerer Sünden ſchuldig wären, ſondern daß ſie den Anfang des Zuges wider die Ungläubigen machen ſollten. Noch berief er ſich auf eine gewiſſe Jungfrau, die ſechs Jahr ohne Speiſe gelebt haben, und der die heilige Anna erſchienen ſeyn ſollte.— Es iſt lehrreich, zu ſehn, daß noch vor zweyhundert und achtzig Jahren das Oberhaupt von einer der erſten Nationen in Europa ſich auf ſolche Bewegungsgründe berief, um die Nation zu einem Kriege gegen ſogenannte Ungläubige zu bereden. Aus allen dieſen Gründen ermahnte Maximilian einen jeden, der zu Roß oder zu Fuß zur Wehre geſchickt, zu einem Zuge wider die Türken, und dieß mit ſo vieler Zuverſicht Gehör zu finden, daß er verlangte, ſchon im folgenden Jahre ſollte man ſich ohne alles Weigern zu ihm verſammlen [h]). Seine Ermahnungen waren nicht ohne alle Wirkung bey einigen Großen in Deutſch-

h) Datt de P. P. p. 220. du Mont T. IV. P. I. p. 45.

Deutſchland. Der Herzog Wilhelm von Jülich, Fürſt Rudolph von Anhalt, die Grafen Eitel Frie- derich von Zollern und Felix von Werdenberg und andere hatten Luſt unter Maximilians Anführung die kühnen Unternehmungen der Kreuzritter zu er- neuern. Sie errichteten, unter Maximilians Schuz und mit ſeiner Beſtätigung eine Geſellſchaft, die den heiligen Georg zum Patron annahm, von dem ſie ſich den Namen gab. Die Mitglieder machten ſich anheiſchig, den Zug wider die Ungläubigen ein Jahr lang halb auf eigene Koſten zu verrichten. Die an- dere Helfte verſprach Maximilian, als Oberhaupt der Chriſten und der Geſellſchaft zu entrichten. Der Sold eines Reiſigen ſollte alle Quatember 10 Fl. und der eines Fußknechts 4 Fl. ſeyn. Das Geld dieſer Geſellſchaft ſollte bey den berühmten Hand- lungshäuſern Welſer und Fugger in Augsburg nie- dergelegt werden. Maximilian und dieſe Geſell- ſchaft beſchäftigten ſich ſehr ernſthaft mit der Sache. Sie rechneten treuherzig auf die Mitwirkung des Pabſtes, der, hoften ſie, den Frieden in der ganzen Chriſtenheit zu Stande bringen, und alle übrige chriſtliche Nationen zu dieſem Türkenzuge bereden ſollte [i]). Sie hätten doch wiſſen können, daß Alexander VI. mit weit wichtigern Angelegenheiten, der Verſorgung ſeiner unehlichen Kinder und insbe- ſondere der Errichtung eines Fürſtenthums für ſei- nen Sohn, Ceſar Borgia, hinlänglich beſchäftiget war.

Die Theilung des Königreichs Neapel unter die ſpaniſchen und franzöſiſchen Monarchen, ſo ſehr ſie das Erſtaunen der Welt erregte, erweckte doch

i) Datt l. c.

gleich die allgemeine Vermuthung, daß die Harmonie unter den beiden Beſitzern der gemachten Beute von keiner langen Dauer ſeyn, und der eine über kurz oder lang den andern um ſeinen Antheil bringen würde. Wer den Charakter beider Könige kannte, die Argliſt, die Heucheley, die Wachſamkeit des einen, die Unverſtelltheit, die Gradheit des andern, der zwar auch nicht ſelten bey der Schließung ſeiner Tractaten mehr die Politik, als die Aufrichtigkeit befolgte, aber bey ſolcher Gelegenheit mehr auf Rath ſeiner Miniſter, als aus eigenem Antrieb zu Werke gieng, konnte vorausſehen, welcher von beiden den andern überliſten würde. Die Theilung war noch nicht vollzogen, als ſchon Streitigkeiten unter ihnen ausbrachen. Einer der ſchönſten Diſtricte im Neapolitaniſchen, il Capitanto, gab dazu Anlaß. Die Franzoſen ſo wohl als die Spanier machten Anſpruch darauf. Der franzöſiſche Geſchichtſchreiber, deſſen Werk in der königlichen Druckerey heraus kam und dadurch eine Art von Authenticität hat, geſteht, daß bey dieſem Streite das Unrecht auf franzöſiſcher Seite war [k]).

Erzherzog Philip, der um die Zeit aus Spanien durch Frankreich nach den Niederlanden reiſte, und von Ludwig XII zu Lyon empfangen wurde, ſuchte die Sache zu vermitteln, und ſchloß an dieſem Orte, im Namen ſeines Schwiegervaters, des Königs von Spanien, einen Vergleich mit dem franzöſiſchen Monarchen. Das ganze Neapel ſollte künftig dem Erzherzog Karl, ſobald er ſeine Heirath mit Claude de France vollzogen, abgetreten werden. Bis dahin ſollte Erzherzog Philip die ſtreitigen Oerter beſetzen.

Der

k) Daniel VIII. p. 352.

Der Friede wurde publicirt, und von Ludwig XII und von Erzherzog Philip in Ferdinands Namen beſchworen [l]). Im Vertrauen auf dieſen Tractat hielt es Ludwig nicht allein für unnöthig, ſeinen Statthalter in Neapel, den Herzog von Nemours, mit Truppen zu verſtärken, ſondern ſandte ihm auch Befehl, die Feindſeligkeiten einzuſtellen. Hingegen Ferdinand hatte bereits vorläufig ſeinem General geheimen Befehl geſandt, keinen Friedensnachrichten im geringſten zu glauben, ſondern die Feindſeligkeiten fortzuſetzen. Gonſalvo folgte dieſem Befehl, und als der franzöſiſche Hof ſich darüber beſchwerte, verwarf Ferdinand den zu Lyon geſchloſſenen Frieden, indem er behauptete, Erzherzog Philip ſey durch die Furcht, in die man ihn bey ſeinem Aufenthalt geſetzt, vermocht worden, über ſeine Inſtruction hinaus zu gehen [m]). Der Krieg wurde alſo fortgeſetzt, und damals war es, daß Gonſalvo durch ſeine geſchickten Märſche, durch ſeine vorſichtigen Maaßregeln, durch ſeine kalte Tapferkeit, den Beinamen des großen Feldherrn verdiente, den ihm die Eitelkeit der Spanier beygelegt hatte. In dreyen Schlachten ſiegte die phlegmatiſche Standhaftigkeit der Spanier über den feurigen Muth der Franzoſen, ohnerachtet dieſe jenen an Anzahl und Artillerie überlegen waren. In der Geſchichte der Kriegskunſt ſind dieſe Feldzüge auch deswegen merkwürdiger, weil bey der Belagerung des Schloſſes zu Neapel die erſten Minen mit glücklichem Erfolg gebraucht wurden. Zwar ſollen die Genueſer ſchon 1487 in einem Kriege mit den Florentinern einen

l) Guicciard. V. p. 600.

m) Dan. VIII. p. 368. Guicciard. VI.

Verſuch mit dieſer fürchterlichen Zerſtörungsmethode gemacht haben, aber ohne Erfolg, und eben deswegen, ſagt man, ſey ſie als unnütz verachtet und vergeſſen worden. Peter Novarro aber, damals ein gemeiner Soldat unter dem genueſiſchen Fußvolk, ſoll dieſen Verſuch geſehn, und die Urſache, warum er wirkungslos geblieben, bemerkt haben. Soviel iſt gewiß, dieſer Mann, ein gebornes kriegeriſches Genie, legte 1503. bey der Belagerung gedachten Schloſſes die erſte Mine an, die die Uebergabe deſſelben bald bewirkte [n]). Gaeta, der letzte Platz, den die Franzoſen noch inne hatten, ergab ſich 1504. den 1ten Jan. und von der Zeit an war Neapel bis zum Utrechter Frieden 1713. beſtändig mit der ſpaniſchen Krone verbunden.

Maximilian und ſein Sohn Philip ſahen dieſe Auftritte aus verſchiedenen Geſichtspunkten an. Maximilian, der den Lyoner Frieden, mehr auf Zureden, als aus eigener Neigung, eingegangen war, gönnte den Franzoſen ihren Verluſt, ja er ſandte ſogar den Spaniern drey tauſend Deutſche unter dem Fürſten Rudolpf von Anhalt zu Hülfe. Sie wurden zu Trieſte eingeſchift und über den adriatiſchen Meerbuſen nach Neapel gebracht [o]). Erzherzog Philip hingegen fand ſich äußerſt beleidigt, daß ſein Schwiegervater den Lyoner Frieden nicht hatte ratificiren wollen. Sobald er ſich von einem Fieber, woran er eine Zeitlang niederlag, erholt hatte, begab er ſich an den Hof Ludwigs XII und erklärte, daß er da ſo lange bleiben würde, bis ſein Schwiegervater den König von Frankreich befriedigt und ſeine,

des

n) Guicciad. VI. p. 614.

o) Fugger VI. p. 1141.

des Erzherzogs, Ehre gerettet hätte. Ferdinand kehrte ſich daran nicht; er ſchickte zwar Geſandten nach Frankreich mit einigen Friedensvorſchlägen, die aber nicht angenommen wurden. Die eigentliche Abſicht der Geſandſchaft war, den Erzherzog auf andere Gedanken zu bringen. Die Geſandten machten ihm Vorwürfe, er habe zwar Ehrenhalber eine oſtenſible uneingeſchränkte Vollmacht gehabt, aber doch auch eine geheime Inſtruction, nach der er ſich hätte richten ſollen. Philip leugnete dieſes und fiel aus Verdruß über dieſe Begegnung aufs neue in eine Krankheit. Ludwig XII war mit dem Betragen der ſpaniſchen Geſandten ſo unzufrieden, daß er ihnen befehlen ließ, Frankreich unverzüglich zu verlaſſen [p]). Philip reiſte wieder ab, ſobald er beſſer war. Ob er nun gleich den Verdruß hatte, zu ſehen, daß ſein Schwiegervater den Krieg fortſetzte, ſo verhütete er doch, daß ſein Vater, Maximilian, keinen Theil daran nahm. Denn er brachte es 1504.
dahin, daß 1504 den 22 September zu Blois aufs 22. Sept.
neue ein dreifacher Tractat zwiſchen Maximilian und Ludwig XII zu Stande kam, des Innhalts: „Des Erzherzogs Philips älteſter Sohn, Karl, „(nachmals Kaiſer Karl V) den man damals den „Herzog von Luxenburg nannte, ſollte des Königs „von Frankreich älteſte Tochter, Madame Claude „de France, heirathen, und wenn ſie ohne Erben „ſtürbe, ihre Schweſter. Wenn der Herzog von „Luxenburg zu früh ſtürbe, ſo ſollte deſſen Bruder, „Erzherzog Ferdinand (nachmals Kaiſer Ferdi„nand I) die Madame Claude oder nach ihrem un„beerbten Tode, ihre Schweſter, zur Gemahlinn be„kommen.

„Drey

p) Fugger ib. Daniel VIII. p. 378.

„Drey Monate nach der Ratification ſollte Maximilian dem Allerchriſtlichſten Könige für ihn ſelbſt und für ſeine männliche Erben, in deren Ermangelung aber für ſeine älteſte Tochter und ihren Gemahl, den Herzog von Luxenburg gemeinſchaftlich und falls Madame Claude de France ohne Erben ſtürbe, für ihre Schweſter, als in dieſem Fall beſtimmte Gemahlinn des Herzogs von Luxenburg die Inveſtitur von Mailand ertheilen. Für dieſe Inveſtitur zahlte der allerchriſtlichſte König dem Kaiſer in zwey Terminen 200,000 Franken, unter der Bedingung, daß der Kaiſer dieſe Summe an Frankreich zurück geben ſollte, wenn der Herzog von Luxenburg und die ihm in dieſem Vergleich beſtimmte Gemahlinn ohne Erben ſtürbe.

„Wenn Ludwig der Zwölfte ohne männliche Erben ſtürbe, ſollten das Herzogthum Burgogne und die Grafſchaften Auxonnois, Macconnois, Auxerrois und Bar an der Seine, ferner Bretagne, Mailand, Genua (das damals Frankreich unterwürfig war) Aſti und Blois dem Herzog von Luxenburg und Madame Claude, und ihren Kindern anheimfallen.

„Wenn die Heirath durch die Schuld des Königs von Frankreich zurück gienge, ſollte der Herzog von Luxenburg dennoch Burgogne, Mailand und Aſti bekommen. Wenn ſie durch Schuld Maximilians oder des Erzherzogs verhindert würde, ſo entſagte Maximilian ſeinen Anſprüchen auf Mailand und der Erzherzog den ſeinigen auf Bourgogne, Macconnois, Auxerrois u. ſ. w.

„Der König von Spanien ſollte eingeſchloſſen ſeyn, wenn er vier Monate nach der Ratification ſich

ſich geneigt dazu erklärte, und dem Erzherzog die Verwaltung von Neapel bis zur Vollziehung der Heirath des Herzogs von Luxenburg mit Madame Claude überlaſſen wollte." Um völlige Sicherheit wegen gewiſſer Vollziehung der Heirath der Madame Claude mit dem Herzog von Luxenburg zu geben, bekräftigte Ludwig XII dieſes Verſprechen nicht nur mit ſeiner Hand und mit ſeinem Siegel, ſondern auch mit einem Eide, und der nächſte Kronerbe, Franz Graf von Angoulesme (nachmals König Franz I) nebſt einigen andern franzöſiſchen Großen beſtätigten es ebenfalls mit ihrer Unterſchrift und mit ihrem Siegel.

Die Churfürſten und Fürſten des Reichs wurden von beiden Theilen als Garants dieſes Vergleichs angenommen [q]).

Dies war der Inhalt zweyer Tractate, die zu Blois geſchloſſen wurden. Der dritte betraf einen ganz andern Gegenſtand. Wir werden ſeiner an einer bequemern Stelle gedenken.

Dieſen Tractat, der für den Herzog von Luxenburg und für Madame Claude oder ihre Schweſter ein ſo vortheilhaftes Anſehen hatte, ſcheint Ludwig XII blos in der Abſicht geſchloſſen zu haben, um die Inveſtitur wegen Mailand zu erhalten. Eine perſönliche Zuſammenkunft zwiſchen Maximilian und Ludwig XII, die dem Vergleich von Blois zufolge ſollte gehalten werden, und dergleichen dieſe beiden Monarchen oft einander verſprochen, erfolgte zwar nicht. Allein Ludwig XII ſäumte nicht, ſich von Maximilian alles, was dieſer ſtipulirt hatte, lei-

ſten

q) Du Mont T. IV. P. I. p. 55 ſq.

ſten zu laſſen. Sobald er vernahm, daß Maximi-
1505. lian im folgenden Jahr (1505 im April) einen
April Reichstag zu Hagenau hielt, wo übrigens nichts Wichtiges vorfiel, ſandte er ſeinen Miniſter den Cardinal von Amboiſe dorthin, in deſſen Gegenwart Maximilian den Vergleich am 4ten April feyerlich mit einem Eide beſtätigte und darauf den Cardinal, nachdem dieſer ihm im Namen ſeines Königs den Vaſalleneid geleiſtet hatte, mit dem Herzogthum Mailand belehnte. Der Cardinal empfing auch das Belehlungsdiplom, das am 7ten April vom Kaiſer unterſchrieben wurde, und zahlte dagegen die Hälfte der verſprochenen Lehngebühren, nämlich hundert tauſend Franken. Kaum hatte Ludwig ſolchergeſtalt ſeinen Zweck erreicht, um deſſentwillen er den Vergleich zu Blois geſchloſſen hatte; ſo vermählte er Madame Claude mit dem Kronerben, mit Franz von Angoulesme. Er begieng aber dieſe Verletzung ſeines gegebenen Wortes blos, wenn man ſeinen Verſicherungen glauben wollte, auf Verlangen ſeines Volkes. Er war 1505 gefährlich krank geweſen. Seine Krankheit hatte bey der Nation große Beſorgniſſe erregt wegen der nachtheiligen Folgen, die für Frankreich daraus entſtehen würden, wenn durch die Vermählung der Madame Claude ſo wichtige Provinzen von Frankreich ab, an das Haus Oeſterreich kämen. Es waren Verſammlungen des Adels und der vornehmſten Städte in allen Provinzen gehalten, wo man beſchloſſen hatte, den König durch Vorſtellungen und Bitten zu bewegen, dieſen Vergleich nicht zu erfüllen, ohne vorher die Stände darüber zu berufen. So ungern der König ſah, daß die Stände ſich in Sachen mengten, die er glaubte blos von ſeiner Willkühr abhängig zu ſeyn,

ſo ſchien ihm doch ihr Geſuch das beſte Mittel, ſich der Erfüllung des Tractats zu überheben. Er berief die Stände nach Tours, wo auf ihre dringenden Bitten und Vorſtellungen feſtgeſetzt wurde, daß der König den Tractat nicht hätte eingehen können, indem er ſeinem Krönungseide zuwiderlaufe, vermöge deſſen er die Sicherheit ſeiner Unterthanen befördern ſollte, die aber durch die Aufopferung ſo ſchöner Provinzen in dieſem Tractat verletzt würde. Endlich erklärte der König, daß er, zu ſeiner Ruhe und zum Beſten ſeines Volkes, in ihr Verlangen willige, und daß Madame Claude mit dem Grafen von Angoulesme ſollte vermählt werden. Die ganze Verſammlung ſoll hierüber Freudenthränen vergoſſen haben. Die Verlobung der Prinzeßin mit Franz von Angoulesme erfolgte auch noch, ehe die Stände aus einander giengen. In der Nachricht, die Ludwig der XII hievon dem Kaiſer und dem Erzherzog Philip geben ließ, bediente er ſich der Ausdrücke, er ſey zu dieſer Verletzung ſeines gegebenen Verſprechens durch die Stände gezwungen, die ſich ihres Rechtes in dieſer Sache bedient hätten [r]), Ausdrücke, die ſeitdem am franzöſiſchen Hofe veraltet ſind. Das vermeinte ſichtbare Oberhaupt der chriſtlichen Kirche, Pabſt Julius, trug kein Bedenken, dem Könige ſeinen Beyfall über dieſe Nichterfüllung ſeines ſo feyerlich gegebenen Verſprechens in den ſtärkſten Ausdrücken zu bezeugen. Es verdroß Maximilian ohne Zweifel, dieſe verabredete Heirath ſeines Enkels vereitelt zu ſehen. Doch um eben die Zeit erlebte er eine Begebenheit, die ihn hinlänglich ſchadlos halten konnte.

Verlor

r) Daniel V. p. 427 — 430.

Verlor ſein noch junger Enkel mit ſeiner Braut zugleich die Hofnung zu jenen ſchönen Provinzen, ſo erndtete dagegen ſein Sohn jezt die reifen Früchte von ſeiner ſpaniſchen Heirath.

Am 26ſten Nov. 1504. ſtarb Iſabella, Königin von Caſtilien, die durch ihre Vermählung mit dem Ferdinand von Aragonien dieſe beiden Staaten gewiſſermaßen vereinigt hat. In ihrem Teſtament hatte ſie ihre einzige noch lebende Tochter Johanna und deren Gemahl, den Erzherzog Philip, zu Erben ihrer Königreiche und Verlaſſenſchaft eingeſezt. Natürlicherweiſe mußte jezt der franzöſiſche Hof die Gefährlichkeit ſeiner Lage zwiſchen den Niederlanden auf der öſtlichen und Spanien auf der weſtlichen Seite, zweyen mächtigen Staaten unter einem gemeinſchaftlichen Beherrſcher, der zugleich anſehnliche Länder in Deutſchland beſaß und immer den meiſten Anſchein zur Kaiſerwürde für ſich hatte, völlig einſehen. Es konnte jezt nicht fehlen, Frankreichs Aufmerkſamkeit mußte von der Zeit an auf jede Unternehmung, auf jeden Anwachs eines ihm ſo ſehr an Kräften überlegenen Nachbaren gerichtet ſeyn.

Achtes Kapitel.

Begebenheiten von 1504 — 1505.

Inhalt.

Herzog Georg von Bayern-Landshut vermacht ſeine Länder ſeinem Schwiegerſohn, dem Pfalzgrafen Ruprecht, einem Vertrage zuwider, den er vorher mit ſeinem Vetter, Herzog Albrecht von Bayern-München geſchloſſen hatte — Maximilians Entſcheidung dieſes Succeſſionsproceſſes — Pfalzgraf Ruprecht kehrt ſich daran nicht und nimmt Beſitz — Er und ſein Vater, Churfürſt Philip von der Pfalz, werden daher in die Acht erklärt — Alle Feinde des Hauſes Pfalz wachen auf — Verwüſtungen der pfälziſchen Länder — damaliger Ruhm der Böhmiſchen Kriegsvölker, über die Maximilian einen Sieg erhält — Schimpfliche Hinrichtung braver Leute, wegen eines raſchen Schwures — Friedensunterhandlungen — Ende des Krieges.

Dieſe Italieniſchen Angelegenheiten, bey aller ihrer Wichtigkeit, waren gleichwohl nicht die einzigen, mit denen Maximilian ſich in dieſen Jahren beſchäftigte. In einem der vornehmſten deutſchen Herzogthümer war ein Succeſſionskrieg ausgebrochen, woran er als Reichsoberhaupt und in andern Rückſichten thätigen Antheil nahm. Dieß war der Bayriſche Succeſſionskrieg.

Herzog Albrecht von Bayern-München, und Herzog Georg von Bayern-Landshut, zugenannt der Reiche, wegen ſeines Schatzes, um deſſentwillen man ihn für den reichſten Fürſten in Deutſchland hielt, Vettern, hatten einen Vergleich getroffen,

daß, wenn einer von beiden ohne männliche Erben ſtürbe, der andre deſſen Lande erben ſollte. Dieſem Vergleich zuwider vermachte Herzog Georg in einem Teſtamente alle ſeine Lande ſeinem Schwiegerſohn, Pfalzgrafen Ruprecht, Churfürſt Philips von der Pfalz zweytem Sohn, der, als er Herzog Georgs Tochter Eliſabeth heirathete, das Bisthum Freiſingen reſignirte und ſeinem Bruder Philip abtrat [a]).

Herzog Albrecht, der davon Kenntniß bekam, wandte ſich in der Stille an ſeinen Schwager, Kaiſer Maximilian, und erhielt von dieſem die Beſtätigung ſeines auf jenen Vergleich gegründeten Succeſſionsrechtes, ſchloß mit dem Schwäbiſchen Bunde eine Allianz auf zwölf Jahre, und errichtete Freundſchaft mit Herzog Ulrich von Würtemberg, dem er ſeine Tochter mit einer Mitgift von hundert fünf und zwanzig tauſend Gulden verſprach, mit Markgrafen Friederich zu Brandenburg, mit Landgrafen Wilhelm von Heſſen und mit der Stadt Nürnberg.

Herzog Georg ſuchte dagegen bey dem Kaiſer um die Beſtätigung ſeines Teſtaments vergeblich an, und da er hieraus vorherſah, daß die Waffen die Gültigkeit ſeines Vermächtniſſes würden entſcheiden müſſen; verband er ſich ingeheim mit den Biſchöfen von Bamberg, Würzburg und Aichſtädt, und mit den Königen von Frankreich und von Böhmen. Der franzöſiſche Hof verſprach dem Churfürſten von der Pfalz Beyſtand, falls er das vermeinte Succeſſionsrecht ſeines Prinzen durch die Waffen unterſtützen wollte, leiſtete aber in der Folge dieſen Beyſtand nicht.

a) Fugger Spiegel ꝛc. VI. 6. p. 1144 f. Trithemii Hiſtoria belli Bav. ap. Freher. T. III. p. 113 ſq.

nicht. Herzog Georg ſuchte ſeinen Schwiegerſohn dadurch in Beſitz zu ſetzen, daß er ihm zum Statthalter in der Oberpfalz ernannte und ihm einige Aemter anvertraute, obgleich der Kaiſer ihn davon abmahnte. — In ſeiner letzten Krankheit ließ Herzog Georg in ſeinem ganzen Lande den vierten Mann, der die Waffen führen konnte, aufbieten, um ſeinen Schwiegerſohn zu vertheidigen, den er den vornehmſten Rittern, als ſeinen Nachfolger, vorſtellte und ſich eidlich von ihnen verſprechen ließ, daß ſie treulich an ihm halten und nicht von ihm laſſen wollten. Noch in ſeinen letzten Stunden ſprach er mit unverſöhnlichem Widerwillen von ſeinem Vetter Herzog Albrecht, von dem er verſicherte zu jenem Succeſſionsvergleiche verleitet zu ſeyn. Die wiederholten Vorſtellungen eines ſanften beredten Geiſtlichen vermochten endlich, daß er einem ſterbenden Chriſten anſtändigere Geſinnungen zu erkennen gab. Nach ſeinem Tode hielt Maximilian einen Schwä- 1503.
biſchen Bundestag zu Ulm, wo er den Herzog Albrecht 1. Dec.
mit den Ländern ſeines verſtorbnen Vettern belehnte. Den Niederbayriſchen Ständen und dem Pfalzgrafen Ruprecht befahl er, nichts wider die Reichsgeſetze und Lehnrechte vorzunehmen. Allein Pfalzgraf Ruprecht nahm Burghauſen, wo des verſtorbnen Herzogs berühmter Schatz war, und Landshut in Beſitz.

Die Niederbayriſchen Stände hingegen nahmen eine ihrer Würde, ihrer Unparteylichkeit und ihrem Patriotismus angemeßne Partey; ſie nahmen alle Beamte in Pflicht, baten den Pfalzgrafen durch Abgeordnete, ſich wegen ſeiner Anſprüche an den Kaiſer zu wenden, und das Land nicht durch Beſitznehmung ohne deſſen Einwillung den Gefahren eines Krieges auszuſetzen. Wie aber der Pfalzgraf

in ſeiner Antwort auf einer unverzüglichen Huldigung beſtand, erſuchten ſie den Kaiſer einen Reichstag zur Entſcheidung des Streits zu berufen, und baten beide Fürſten, das Land nicht durch unzeitige Gewalt zu verwüſten.

Allein beide Theile rüſteten ſich, obgleich der Kaiſer den verlangten Rechtstag, dem verſchiedne
1504. Churfürſten und Fürſten perſönlich beywohnten, zu
5. Febr. Augsburg eröffnete. Doctor Gregorius Lamperter, Würtembergiſcher Kanzler führte die Sache Herzogs Albrecht; Leonhard von Egloffſtein, Domherr zu Bamberg, Pfalzgrafen Ruprecht ſeine. Dieſer letztere behauptete die Befugniß der Töchter nach göttlichen und natürlichen Rechten zu erben, und berief ſich auf die Exempel, die in der Geſchichte der Häuſer Bayern und Oeſterreich ſelbſt vorkämen, deren jener in vorigen Zeiten Holland, dieſes in neuern die Niederlande durch Heirathen mit den Erbinnen dieſer Länder erworben hätte. Der Advocat Herzogs Albrecht zeigte, daß die göttlichen oder vielmehr moſaiſchen und die natürlichen Rechte durch die Lehnrechte des deutſchen Reichs, die in dieſem Fall allein entſchieden, eingeſchränkt wären, und daß vermöge dieſer Lehnrechte ſo wohl als vermöge alter Bayriſcher Hausverträge Herzog Georg weder überhaupt, ohne Einwilligung des Oberlehnsherrn und der Lehnagnaten, eine teſtamentariſche Diſpoſition über ſeine Länder, noch insbeſondre zum Vortheil ſeiner Tochter hätte machen können. Nach vergeblich angewandter Bemühung, die Parteyen zum Vergleich zu bringen, that Maximilian am 20ſten April auf dem Rathhauſe zu Augsburg, nachdem er der anweſenden Churfürſten, und Fürſten, wie auch des Kammerrichters und der Beyſitzer Stimmen vernommen,

men, den Ausſpruch, vermöge deſſen die Herzoge Albrecht und Wolfgang, als die nächſt geſippten Schwertlehnerben in das Herzogthum, in die Grafſchaften und Herrſchaften, die Herzog Georg vom Kaiſer und Reich zu Lehn getragen hatte, ſollten eingeſetzt werden, und Kraft dieſes Urtheils eingeſetzt würden.

Pfalzgraf Ruprecht war bey der Verleſung dieſes Spruches nicht gegenwärtig, ſondern ſuchte ſich eigenmächtig in Beſitz zu ſetzen. Er wurde daher nebſt ſeiner Gemahlin und Helfern am 4ten May, ſo wie ſein Vater, der ihn unterſtützte, am 16ten Jun. als Verletzer der Majeſtät öffentlich angeklagt, und beide hierauf als offenbare Rebellen, Ueberfahrer des Landfriedens und der Reichsſatzungen, und als Verächter der Kaiſerlichen Majeſtät in die Acht erklärt, nachdem ſie von dem Herolde zu drey verſchiedenen malen unter freyem Himmel gerufen waren, ohne daß einer von ihnen ſich geſtellet hatte.

Pfalzgraf Ruprecht, ein junger feuriger Herr, ſah dem Gewitter, das ſich über ihm zuſammen zog, mit zu vielem Trotz entgegen. Er glaubte, in dem Burghauſenſchen Schatz eine unerſchöpfliche Hülfsquelle gefunden zu haben; er rühmte ſich, den armen Herzog Albrecht durch einen langwierigen Krieg ſo abzumatten, daß dieſer ihm das Land von ſelbſt anbieten ſollte. Viele junge und kühne Leute von Adel unterhielten ihn bey dieſen übermüthigen Gedanken [b]). Allein noch vor dem Ende dieſes Jahres

b) Aus den dreyzehn ſilbernen Apoſteln im Landshuter Schatz, ließ Pfalzgraf Ruprecht Münzen ſchlagen, worauf zwey Knaben vorgeſtellet werden, die einem Löwen den Rachen aufſperren. Man nannte ſie

res war der Schatz, der ihm ſo viel Muth einflößte, verkriegt oder verſchwendet.

Das churpfälziſche Haus hatte ſich in den vorhergegangnen funfzig Jahren viele Feinde gemacht; dieſe wachten jezt alle auf. Markgraf Friederich von Brandenburg, erinnerte ſich einer alten Fehde ſeines Vaters Churfürſten Albrechts mit Herzog Ludwig von Bayern; Herzog Ulrich von Würtemberg der Drangſale, die ſein Großvater 1462 vom Pfalzgrafen Ludwig erlitten hatte, dem er etliche Pläze hatte abtreten müſſen. Markgraf Chriſtoph zu Baden, daß ſein Vater und Vaterbruder ſich aus der Gefangenſchaft bey dem Pfalzgrafen theuer hatten loskaufen müſſen. Selbſt Pfalzgraf Alexander von Veldenz, ein Vetter, vergaß jezt nicht, daß ſein Vater 1471 dem Pfalzgrafen viel

ſie die Knackenmünzen. Er ließ ſich ein Ritterband machen, und darein folgende von ſeinem rohen Troz hinlänglich zeugende Reime mit ſchwarzem Schmelz ſticken:

Bund, halt ſtark und brich nit;
Römiſcher König, du haſt es nit.
Landgraf von Heſſen ſchadt mir nit,
Albrecht hat es in der Taſche nit.
Nürnberg übergiebt es nit;
Brandenburg vermag es nit.
Ich will bleiben Pfalzgraf am Rhein,
Und widerſtehn allen Feinden mein.
Landgraf von Heſſen, du kannſt nit,
Alexander der geſieht es nit.
Böheim nim zu Gehülfen ich;
Henneberg verlaß nit mich,
Leuchtenberg das lobe ich.
Pfalzgraf Ruprecht bleibe ich;
Eine neue Münz' vermag ich.
Der ganze Bund ſteht wider mich
Dawider ſtreit ich ritterlich.

viel Landes hatte abtreten müſſen. Alle dieſe, und Herzog Erich von Braunſchweig, Landgraf Wilhelm von Heſſen, Herzog Georg zu Sachſen, der Schwäbiſche Bund und die Stadt Nürnberg giengen wider Pfalzgrafen Ruprecht zu Felde. Auch bey Maximilian wirkte vielleicht das Andenken an die vielen Kränkungen, die ſein Vater, Friederich III, von dem Pfalzgrafen Ludwig, und von dem Herzog Ludwig von Bayern, dem Vater des verſtorbnen Herzogs Georg erlitten hatte, und er hielt die Umſtände für günſtig, Kufſtein nebſt andern Tyroliſchen Orten, die an Bayern gekommen waren, die Landgrafſchaft in Elſaß, die ſeit neunzig Jahren für ſiebzig tauſend Gulden an Churpfalz verpfändet war, und die Grafſchaften Kirchberg und Weiſſenhorn, woran er Anſprüche zu haben glaubte, wieder an Oeſterreich zu bringen [c]).

Herzog Albrecht und Pfalzgraf Ruprecht eröffneten den Feldzug zu gleicher Zeit; jener in Nieder- dieſer in Oberbayern. Ruprecht hatte durch ſein Geld und vermittelſt der Hülfstruppen, die ſein Vater ihm gab, eine Armee von drey tauſend Mann Reuterey, zehntauſend Fußgängern und zwölfhundert Böhmen, die ſeit dem Huſſitenkriege großen Ruf hatten, zuſammengebracht. Er fing glücklich an. Selbſt die hohe Bergfeſtung Kufſtein ergab ſich ihm, wiewohl nach der damaligen Sage, durch Verrätherey des Commandanten, Hans Pinzenauer, der dafür dreyßigtauſend Gulden ſollte bekommen haben. Herzog Albrecht hingegen ſah ſich beynahe von allen ſeinen Truppen verlaſſen; er war nicht reich genug, ihnen den Sold richtig zu bezahlen, und

c) Fugger l. c. p. 1149.

zu menſchlich geſinnt, ihnen das Plündern zu erlauben. Allein ſein junger kühner Gegner Pfalzgraf Ruprecht ſtarb am 20ſten Auguſt zu Landshut an der rothen Ruhr, und bald darauf am 6ten Sept. ſtarb auch deſſen hinterlaßne Gemahlin, die noch zuletzt, während ihrer Schwangerſchaft, mit Stiefel und Sporn und mit einer Streitkolbe im Lager herumgieng. Sie hinterließ von ihrem Gemahle zwey Prinzen, Otto Heinrich und Philip, deren Großvater, Churfürſt Philip von der Pfalz, von jeher zu ſehr ſich auf ſein Schwert verlaſſen hatte, als daß er nicht dießmal geglaubt hätte, ſeine Ehre verpflichtete ihn, für ſeine Enkel zu fechten, obgleich ſchon Herzog Ulrich von Würtemberg von der einen, und Landgraf Wilhelm von Heſſen und der Pfalzgraf von Veldenz von der andern Seite in die Churpfalz eingebrochen waren. Dieſe letztern beide hatten nach der unglücklichen Weiſe in Deutſchland damals noch üblichen Methode, hundert und funfzig Dörfer abgebrannt, das ganze Land verwüſtet und ſtreiften bis vor Heidelberg. Maximilian hatte ſchon durch ſeine Völker die Stadt und das Schloß Kirchberg und Weiſſenhorn, die Städte der Landvogtey und andre Oerter einnehmen laſſen. Allein der alte entſchloßne Churfürſt nahm einige tauſend Böhmen in Sold, ließ eine Streiferey in das Brandenburgiſche Franken thun, und einige Städte abbrennen, hielt ſich aber übrigens mit ſeiner Hauptmacht in Heidelberg, das ſehr feſt, mit Lebensmitteln auf drey Jahr, und mit einem ungewöhnlich ſtarken Vorrath von Artillerie, beſonders von großen Stücken, auf die man viel hielt, verſehen war; das Schloß wurde für vorzüglich feſt gehalten. Anfangs war ſeine Idee, von hieraus ſeinen Unterthanen in denjenigen Gegenden, wo der Feind einbrechen würde, zu Hülfe zu kommen.

men. Allein da ſie von allen Seiten mit zu großer Uebermacht eindrangen, mußte er ſich ganz leidend verhalten und ſich damit begnügen, daß er dem Landvolke gebot, alle ihre Sachen in die nächſten feſten Plätze zu bringen, und die Strohdächer ihrer Hütten abzudecken, damit die Feinde weder Anlaß zu plündern noch zu brennen fänden. Mehrentheils ſind umſtändliche Erzählungen von kriegeriſchen Operationen in dieſen Zeiten, wenn man die von einigen wenigen wirklich großen Feldherrn ausnimmt, etwas ſehr langweiliges, weil ſie ſo wenig planmäſſig, mit ſo wenig Kunſt und Wiſſenſchaft geführt wurden. Die Geſchichte der Feldzüge, die dieſe Feinde des Churfürſten von der Pfalz gegen ihn vornahmen, ſo wie ſie von einem gleichzeitigen Autor, von einem Augenzeugen beſchrieben worden, iſt ekelhaft. Man glaubt, die Thaten einer Mordbrennerbande zu leſen. Es waren Tage voll Jammer, ſagt der angeführte Autor [d]): als ſie den Flecken Armesheim abbrannten, ſchonten ſie auch die neue Kirche nicht, die wenig Jahre vorher gebauet war und nun von Grund aus in die Aſche gelegt wurde, vor den Augen der Prieſter, die Thränen vergoſſen. Hierauf plünderten ſie den Flecken Wansheim, und brannten ihn ab. Mit gleicher Wut wurde der Flecken Baſenheim und die Kirche, und der große Flecken Lansheim mit der ſchönen Kirche, geplündert und von Grund aus mit Feuer zerſtört. Das nämliche Schickſal hatten die Flecken Hedesheim, Labesheim, Budesheim und mehr andre mit ihren Kirchen. Einige andre wurden auf Fürbitte und für ein gewiſſes Geld, das ſie Brandſchatzung

d) Trithem. l. c. p. 115.

nannten, geſchont. Doch den armen Leuten, das iſt, den Bauern nahmen ſie alles ab, was ſie fanden und mitnehmen konnten [e]). Bey Bingen ließ Landgraf Wilhelm die Kirche eines Fleckens abbrennen. Er ſelbſt und die Herzoge Heinrich von Braunſchweig und Heinrich von Meklenburg ſahen zu. Der Pfarrer des Ortes, ein nach damaliger Art gelehrter, rechtſchaffner und eifriger Mann, ſuchte die unnöthige Zerſtörung eines Gott geweihten Hauſes abzuwenden. Vergeblich. Als er ſah, daß der Befehl des hartherzigen Anführers dieſer wilden Schaaren ſchon vollführt, daß die Kirche ſchon von den Flammen ergriffen war, lief er hinein, holte die Monſtranz mit der geweihten Hoſtie, kniete, und brach unter vielen Thränen in die Worte aus: „Gott, Gott, alſo erlaubſt du der Bosheit der Menſchen, dich aus deinem Hauſe zu vertreiben, deinen Tempel zu verbrennen!" Plötzlich ſprang er in Unwillen auf, redete die Urheber ſcharf an, und eilte alsdann mit der Monſtranz fort, gleichſam ſie in Sicherheit zu bringen, als ob diejenigen, die des Tempels nicht geſchont hatten, fähig geweſen wären, ſich auch an Gott ſelbſt — denn das war ja noch ihr Begriff — zu vergreifen [f]).

Es iſt unmöglich, alle Grauſamkeiten dieſer Art, die in dieſem Kriege begangen wurden, anzuführen. Die Beſchreibung deſſelben bey dem angeführten Autor beſteht faſt ganz in einer langen Reihe ſolcher mit kaltem Blute ohne Noth geſchehner Verheerungen. Einige Folioſeiten ſind damit angefüllt.

„Was

e) Trith. ib. p. 124.

f) Id. ib. p. 126.

„Was für eine Art Krieg zu führen,“ ruft Trithem an einer Stelle aus, „heilige Oerter in die Aſche zu legen?“ Nur zwey Anführer werden von ihm gelobt, daß ſie dieſen barbariſchen Gebrauch nicht mitmachten, ſondern, ſo viel ſie über die Raubſucht und Wildheit ihrer Leute vermochten, zu verhüten ſuchten; Herzog Ulrich von Würtemberg, damals ein Herr von achtzehn Jahren, und der churpfälziſche Feldhauptmann, Johann Landſchad von Steinach. Wir wollen unſern Leſern überlaſſen, ſelbſt aus dieſen Thatſachen die Schlüſſe zu ziehen, die daraus, in Anſehung der moraliſchen Vorzüge jener Zeiten, natürlich fließen.

Ein Treffen, das Maximilian im Laufe dieſes Krieges gewann, war von einigen merkwürdigen Umſtänden begleitet. Er hatte einen Reichstag zu Frankfurt gehalten, um von den Ständen Hülfe zur Führung des Krieges, den er als Reichsoberhaupt angefangen hatte, zu verlangen; ſie war ihm abgeſchlagen. Er hatte darauf ſeine eigne, Herzog Albrechts von München, Markgraf Friederichs von Brandenburg, Herzog Erichs von Braunſchweig, und der Stadt Nürnberg Truppen an ſich gezogen, um damit in Bayern zu agiren. Alle dieſe Völker betrugen nur viertauſend Mann zu Fuß und zwölfhundert Reuter. Mit dieſen ſtieß er bey Mengesbach, eine Meile oberhalb Regensburg auf die Böhmen, die in pfälziſchem Solde ſtanden, und dreytauſend Mann Fußvolk und neunhundert Reuter ſtark waren. Bey Annäherung ſeiner überlegenen 1504.
Macht zündeten ſie ihr Lager an, und poſtirten ſich Sept.
an einer Anhöhe. Vor ihm ſteckten ſie Schilde mit ſpitzigen Eiſen feſt in die Erde, die mit Ketten

an einander hiengen. Man nannte ſie Seztarſchen. Hinter ihnen hatten ſie eine Wagenburg, eine Zuflucht im Nothfall, aufgeführet. Unter ihren Hauptleuten war ein Colowrat, ein Sternberg, ein Zedliz und andere aus angeſehenen Böhmiſchen Familien. Die Böhmiſche Nation überhaupt und ihre Truppen insbeſondre ſtanden damals in großer Achtung.

Maximilian detaſchirte den jungen Prinzen Caſimir, Markgraf Friederichs Sohn, auf ſein eignes Verlangen mit vierhundert Reutern und acht Nürnberger Feldſchlangen, die Böhmen auf der rechten Seite anzugreifen. Allein der Prinz verlor die acht Stücke und die Böhmen nöthigten ihn, das nächſte Holz zu ſuchen. Maximilian machte hierauf folgende Diſpoſition. Auf beiden Flügeln ſtellte er Cavallerie, die auf dem rechten unter dem Grafen Eikel Friederich von Zollern, der der erſte Kammerrichter geweſen war und ſich durch Wiſſenſchaften und kriegeriſche Eigenſchaften gleich vortheilhaft auszeichnete; die auf dem linken unter Herzog Erich von Braunſchweig. Nachdem die Loſung mit der Trompete und mit den Worten: in St. Georgs Namen gegeben war, ſetzte Maximilian an der Spitze mit verhängtem Zügel den Berg hinan. Aber die Deutſchen wurden von den Böhmen mit ſpitzigen Spieſſen, die man Ahlſpieſſe nannte, von ihren Pferden herunter geſtochen. Maximilian ſelbſt, aus dem Sattel geworfen, kam in Gefahr von ſeinem Pferde geſchleift zu werden. Herzog Erich half ihm wieder. Dieſem aber wurde bey dieſem Dienſte das Pferd erſtochen, und er ſelbſt wurde durch den Schenkel und zweymal durch den Arm geſchoſſen,

ſo daß er aus dem Treffen nach Regensburg gebracht werden mußte. Die Böhmen, die kleine Carrés von ſechszehn Mann formirten, thaten anderthalb Stunden tapfern Widerſtand. Endlich mußten ſie weichen. Ihrer ſollen achtzehnhundert geblieben und ſechshundert gefangen ſeyn. Von Maximilians Seite, wurde der Verluſt auf zweyhundert gerechnet. Die Nürnberger Knechte (ſo nannte man die Truppen) eroberten ſieben Fahnen. Am Abend ſchlug Maximilian ſeinen Retter, den Herzog Erich, zum Ritter, gab ihm einen güldnen Stern in Pfauenſchwanz in ſeinem Wapen, und ſchenkte ihm die Einkünfte der Grafſchaft Görz auf Lebenslang [g]).

Im October unternahm Maximilian die Belagerung der Feſtung Kufſtein, auf der Grenze von Bayern und Tyrol am Innfluß auf einem hohen Felſen. Er beſchoß den Ort aus ſieben Batterien, aber ohne Wirkung. Der zu ſichre Commandant Hans Pinzenauer, im Spott über die Vergeblichkeit dieſer Anſtalten, ließ die Stellen, auf die die Artillerie gerichtet war, mit einem Beſen fegen. Maximilian, aus Verdruß hierüber, erinnerte ſich der Römiſchen Faſces und ſagte: aus dieſem Beſen wird hoffentlich ein Beil hervorſpringen. Er ließ darauf die beiden größten Stücke, die er hatte gieſſen laſſen, und deren eines Weck auf, das andre Purlepaus genannt wurde, von Insbruck kommen. Dadurch wurde die vierzehn Fuß dicke Mauer des Schloſſes zertrümmert und Pinzenauer ſuchte freyen Abzug. Allein Maximilian ſchlug ihm dieſen ab, weil

g) Fugger l. c. p. 1153.

weil er das ſchöne Schloß muthwilliger Weiſe hätte zerſchießen laſſen. Die Belagerten ſuchten ſich nun wegzuſchleichen, wurden aber alle gefangen und das Schloß nach einer Belagerung von vierzehn Tagen erſtiegen. Maximilian war ſo aufgebracht, daß er alle Gefangene zum Tode verurtheilte und ſchwur, wer für einen bitten würde, dem wollte er mit einer Maulſchelle antworten. Pinzenauer und vier und zwanzig andre wurden hingerichtet.

Unter den tapfern Leuten, die dieſes unwürdige Schickſal treffen ſollte, war ein Böhme von Adel, der ſich (ſo erzählt ein Autor) mit Händen und Füßen wehrte, und durch ſeine Geberden und Bewegungen den Zuſchauern ein luſtiges Schauſpiel machte [h]). Welche Zuſchauer, die in den Convulſionen eines um ſeiner Tapferkeit willen zum Tode geführten, etwas luſtiges fanden? Welch ein Autor, der dieſen Umſtand mit einer luſtigen Mine erzälen kann?

Doch es war nicht kalte, gefühlloſe Barbarey, daß Maximilian dieſe Executionen vollziehen ließ. Nur ein Herzog von Alba war fähig, dergleichen Grauſamkeiten mit ruhiger Ueberlegung auszuüben [i]). Maximilian hatte im Zorn den Tod der braven Leute geſchworen, die Schrecken des Todes, die der Böhme ſo lebhaft fühlte, machten auf den Herzog Erich Ein-

h) Fugger ib. p. 1155.

i) Der Herzog von Alba ließ in Portugal die Beſatzung des Schloſſes Caſcaes, die ſich gut wider ihn vertheidigt hatte, auf die Galeeren bringen und den Commandanten hinrichten.

Eindruck; er bat für ihn und die übrigen, an die die Reihe noch nicht gekommen war; es waren ihrer zwanzig. Maximilian, der vielleicht ängſtlich darauf gewartet hatte, daß einer das Herz faſſen ſollte, für die Unglücklichen zu bitten, gab dem Herzog einen ſanften Backenſtreich und befahl gleich, ſie nur laufen zu laſſen. Eine frühere Fürbitte hätte vielleicht dem, der ſie gewagt, einen empfindlichern Backenſtreich, und ſtärkere Ausdrücke des erſten Unwillens von Maximilian zuziehen, aber vielleicht auch das Leben von zwanzig andern, die ſchon das Opfer ſeines raſchen Schwures geworden waren, retten können.

Der Krieg hatte neun Monate gedauert, als die Bemühungen verſchiedner Großen beiden Theilen friedfertige Geſinnungen einzuflößen, gute Wirkung thaten. Der Churfürſt von Trier, der Biſchof von Würzburg, und Markgraf Chriſtoph von Baden hatten den alten Churfürſten von der Pfalz beredet, daß er ſich dazu verſtand, den Frieden zu ſuchen. Eben dieſer Markgraf Chriſtoph war zu dem Kaiſer ins Lager vor Kufſtein gereiſt, und hatte ſeine Einwilligung zu einem Stillſtande und zu einem Friedenstage, oder wie wir heut zu Tage reden, zu einem Congreß erhalten. Der Erzbiſchof von Salzburg, die Biſchöffe von Freiſingen, von Aichſtätt und von Paſſau thaten ihm Vorſtellungen in eben dieſer Abſicht. Der Churprinz von der Pfalz arbeitete ebenfalls an der Wiederherſtellung des Friedens; Herzog Albrecht von Bayern hatte ihm ſeine älteſte Prinzeſſin, Sidonia, verſprochen. Eine Folge aller dieſer Bemühungen war, daß Maximilian allen Theilen Stillſtand gebot, und von allen als Schiedsrichter ange-

1505. 14. April.

angenommen wurde. Die Biſchöffe von Bamberg und von Würzburg, verbürgten ſich für Churfürſt Philip; daß er dem Kaiſerlichen Ausſpruch nachkommen und auf dem nächſten Reichstag erſcheinen wollte [k]).

Dieſer Reichstag, den Maximilian zu Köln anſetzte, wurde am 19ten May eröffnet. Am 30ſten Jul. that Maximilian als von allen Theilen angenommener Richter den Ausſpruch, den hinterlaſſenen Söhnen des Pfalzgrafen Ruprecht ſollten die Bayriſchen Länder auf der nordlichen Seite der Donau, die man den Nordgau nannte, Ingolſtadt ausgenommen, abgetreten werden; man nannte dieſe Länder damals die neue, oder die junge Pfalz; in der Folge aber die Oberpfalz, und dieſer letzte Name iſt üblich geblieben. Wenn dieſe Länder nicht zwanzig tauſend Gulden einbrächten, ſollte von dem übrigen Bayern noch ſo viel dazu geſchlagen werden, als nöthig ſeyn würde, die Summe der zwanzig tauſend Gulden an jährlichen Einkünften zuwege zu bringen. Der Burghauſenſche Schatz ſollte Pfalzgraf Ruprechts Kindern verbleiben. Die Acht gegen Churfürſt Philip wurde aufgehoben [l]). Allein dieſer Ausſpruch fand bey der Vollziehung Schwürigkeiten, die erſt 1507 auf dem Reichstage zu Coſtnitz durch einen Vergleich unter allen Parteyen gehoben wurden. Vermöge deſſelben erhielten die Söhne des verſtorbenen Pfalzgrafen verſchiedene Schlöſſer und Oerter theils in

k) Fugger l. c. p. 1157.

l) Müller Reichstagsſtaat III. 15. p. 455.

in Bayern, theils in der Oberpfalz, theils Schwaben, aus welchen in der Folge die beiden Fürſtenthümer Neuburg und Sulzbach erwachſen ſind. Maximilian bekam das Schloß Kufſtein, verſchiedne Herrſchaften, Schlöſſer und Oerter und einige Schulden, die Oeſterreich bey dem verſtorbnen Herzog Georg contrahirt hatte, wurden ihm erlaſſen [m]. Auch die übrigen Reichsſtände, die an dieſem Kriege Theil genommen, Markgraf Friederich zu Brandenburg, Landgraf Wilhelm von Heſſen, Herzog Ulrich von Würtemberg, die Grafen zu Oettingen, der Graf von Ortenburg und die Stadt Nürnberg, wurden für die Kriegskoſten, die ſie gehabt hatten, theils mit Gelde, theils mit mehrern Herrſchaften oder Aemtern bezahlet. Die Stadt Nürnberg, die ſich in dem Kriege ſo wie überhaupt in dieſen Zeiten bey allen Anläſſen ſehr thätig bewies, erweiterte in dieſem Vergleich ihr Gebiet merklich, und bekam damals unter andern nicht unbeträchtlichen Erwerbungen zuerſt die Stadt Altorf.

m) Müller ib. IV. XV. p. 679.

Neuntes Kapitel.

Begebenheiten von 1505 — 1508.

Inhalt.

Karls von Egmond Krieg in Geldern — durch den Tod der Königin Iſabelle, kömmt vorerſt die eine Hälfte der Spaniſchen Monarchie an das Haus Oeſterreich — Erzherzog Philips Reiſe über England nach Spanien — für die höfliche Bewirthung, die ihm am Engliſchen Hofe wiederfährt, muß er einen unglücklichen Flüchtling ausliefern — Sein Schwiegervater muß ihm die Regierung in Caſtilien überlaſſen — Aus Rache heirathet der alte Ferdinand eine franzöſiſche Prinzeſſin — Philip ſtirbt — Reichstag zu Köln — Tod des Churfürſten Berthold von Mainz — Graf Johann von Zips trachtet nach der Ungariſchen Krone — Maximilians Expedition deswegen nach Ungarn — Neue Beſtätigung ſeines Rechts auf die Succeſſion in dieſem Reiche — Charakter des Pabſtes, Julius II — Reichstag zu Coſtnitz — Es wird beſchloſſen, Maximilianen in ſeiner Römiſchen Expedition zu unterſtützen — Er tritt ſie an — Schlechter Erfolg — Er nimt den Titel eines erwählten Römiſchen Kaiſers an — Deutſche Angelegenheiten.

Seit Maximilians Heirath mit der Erbin der Burgundiſchen Staaten, war das Herzogthum Geldern der Schauplatz eines hartnäckigen einheimiſchen Krieges, der bald durch einen Waffenſtillſtand, oder durch Vergleiche eine Zeitlang unterbrochen, bald wieder erneuert wurde a) Karl von Egmond

a) S. den 1ſten Th. dieſer Geſchichte p. 106. ſeq. und 183. ſeq.

Egmond hatte immer einige Städte und einen beträchtlichen Theil des Adels in dieſem Lande auf ſeiner Seite. Frankreich unterſtützte ihn; heimlich, ſo oft es nöthig fand, offenbaren Krieg mit Maximilian zu vermeiden; öffentlich, ſo oft es mit ihm gebrochen hatte. Erzherzog Philip, dem Maximilian ſeit 1494 die Regierung der Niederlande abgetreten, gieng in dieſem Jahre ſelbſt wider ſeinen Antagoniſten zu Felde, nahm verſchiedene Schlöſſer und Städte ein, beſonders Arnheim, nachdem er die Truppen ſeines Gegners, die zum Entſatz kamen, geſchlagen, und die Gefangnen hatte henken laſſen. Maximilian ſelbſt kam ſeinem Sohn bey dieſer Belagerung zu Hülfe. Indeß, ob Philip gleich dieſesmal die Uebermacht zu haben ſchien, da Frankreich ſeinem Gegner nur mäßig beyſtand, verlangte ihn doch ſo ſehr, nach Spanien zurück zu gehn, wo die Krankheit ſeiner Schwiegermutter eine groſſe Veränderung vermuthen ließ, daß er zum Vergleich bereit war, ſobald Karl von Egmond darum anſuchte. Auf erhaltnes ſichres Geleit, fand dieſer ſich ein, und ſoll fußfällig, unter dem Verſprechen, ſich aller Thätlichkeiten zu enthalten, bloß um anſtändige Verſorgung, als ein naher Verwandter des Burgundiſchen Hauſes, gebeten haben. Philip, ſagen die Nachrichten, habe ihn aufgehoben, und ſich ſetzen heißen. Er ſchloß mit ihm einen Still- 1504.
ſtand, des Inhalts, einigen von beiden Theilen er- 29. Jul.
wählten Schiedsrichtern, denen jede Partey ihre Rechtsgründe binnen zwey Monaten vorlegen ſollte, den Ausſpruch zu überlaſſen; Karl ſollte den Erzherzog nach Spanien begleiten, und in ſeine Dienſte treten. Karl bekräftigte den Vergleich mit einem Eide, und der gutmüthige Erzherzog, der zu Karls Glück bey dieſem Vergleich bewies, wie wenig er

 gemacht

gemacht war, die Maxime ſeines Schwiegervaters anzunehmen, zahlte ihm dreißig tauſend Gulden. [b])

Die große Veränderung in Spanien erfolgte
1504 wirklich in dieſem Jahr, und die größere Hälfte dieſer ſo blühenden, ſo mächtigen Monarchie, unſtreitig damals die erſte in Europa, ſah zum erſtenmal ihren Scepter in die Hand eines öſterreichiſchen Prinzen übergehen. Iſabelle, Königin von Caſtilien, ſtarb am 26ſten Nov. eine Dame von wahrem Verſtande, da hingegen ihr Gemahl, der gerühmte Ferdinand, nur in den Künſten der Verſtellung und Argliſt groß war, wenn man Fertigkeiten in dieſen Künſten Größe nennen kann. Sie war es, die das Geld zu des Columbus erſten Reiſe hergab, und ſie brachte es mit Mühe zuſammen; Ferdinand war ſo leer an Einſichten, und von ſo furchtſamen Grundſätzen, daß er ſich nicht damit abgeben wollte. In ihrer Krankheit hatte Iſabelle ihre Tochter und ihren Schwiegerſohn zu ſehen gewünſcht. Beide waren in den Niederlanden. Der Geldriſche Krieg hielt den Erzherzog auf. Iſabelle erlebte die Erfüllung ihres Wunſches nicht. Auf ihrem Todbette machte ſie ein Teſtament, worin ſie ihre Tochter und ihren Schwiegerſohn zu Erben ihrer Königreiche und Verlaſſenſchaft ernannte; und wenn beide wegen Krankheit, Abweſenheit, oder aus freyem Willen die Regierung nicht führten, ſollte Iſabellens Gemahl, Ferdinand, Regent ſeyn, bis ihr Enkel, der junge Erzherzog Karl ſein zwanzigſtes Jahr erreicht hätte. Noch am Todestage ſeiner Gemahlin ließ Ferdinand, dieſem ihren Teſtamente gemäß, Donna Juanna und Erzherzog Philip nach ſpaniſchem Gebrauche auf einer Bühne auf dem Markte zu Toledo,

b) Fugger VI. 7. p. 1163. ſeq.

ledo, der damaligen Reſidenz, indem er ſelbſt auf einem Throne ſaß, und die Fahne von Caſtilien aufſtecken ließ, als Königin und König ausrufen, obgleich eine Partey Caſtilianer gewünſcht, und ihm gerathen haben ſoll, ſich ſelbſt zum König zu erklären. Allein die Gegenpartey, die ihn nicht einmal zum Regenten wünſchte, weil er die Privilegien der Stände zu vernichten ſuchte, war zu ſtark, und der ſtolze Freyheitsgeiſt der Caſtilianer war noch nicht gebrochen. c)

Da Erzherzog Philip mit ſeiner Gemahlin wegen der ſpäten Jahrszeit die Reiſe nach Spanien nicht gleich antreten konnte, ſo hielt Ferdinand einen Reichstag der Caſtilianiſchen Stände zu Toro. Iſabellens Teſtament wurde hier verleſen, Donna Juanna und Philip als Königin und König ausgerufen, und wegen ihrer Abweſenheit, dem Teſtament gemäß, Ferdinand als Regent anerkannt. Aber dieſe Regentſchaft gab zu weitläufigen Irrungen zwiſchen Schwiegervater und Schwiegerſohn Anlaß, und Erzherzog Philip wurde durch allerley Hinderniſſe, die ihm zum Theil ſein Schwiegervater in den Weg gelegt haben ſoll, in den Niederlanden aufgehalten, ſo daß er die Partie nehmen mußte, durch ſeine Geſandten einen Vergleich mit ihm zu ſchließen, indem er ſonſt befürchten mußte, daß dieſer kein Mittel unverſucht laſſen würde, ſo lange ihr Streit nicht beygelegt war, ſeine Reiſe nach Spanien zu verhindern. Dieſer Vergleich mit Ferdinand wurde zu 1505
Salamanca geſchloſſen, und Philip beſtätigte ihn, 24 Dec.
E 3 in

c) Mariana lib. XXVIII. c. 6. ſeq. Fugger VI. 6. p. 1156. ſeq. Daniel vol. VIII. p. 414. ſeq. Guicciardini lib. VII. p. 710. ſeq.

in der Hofnung, ſobald er nur erſt in Spanien angelangt, würde er ſchon mit Hülfe der ihm gewogenen Stände, das, was er ſich in dieſem Vergleich etwa vergeben, wieder erlangen können. Ferdinand ließ ihn nun mit Spaniſchen Schiffen abholen. Ein Sturm, worin zwey Schiffe untergiengen, nöthigte ihn, in England einzulaufen. Da die Ausbeſſerung der beſchädigten Schiffe einige Zeit erforderte, ſo nahm er eine Einladung von Heinrich dem VII an, und beſuchte dieſen Monarchen zu Windſor, wo beide Prinzen einander mit aller möglichen Politeſſe begegneten. Philip bekam den Hoſenbandorden von ſeinem Wirthe, dagegen ertheilte er dem Prinzen von Wales den vom goldnen Vließe. Allein bey allem dieſen anſcheinenden guten Vernehmen, wurde dem Erzherzoge von ſeinem höflichen Wirthe etwas zugemuthet, deſſen Gewährung jedem großmüthigen Mann ſehr ſchwer fallen mußte, und wozu ſich Philip bloß deswegen verſtand, weil er befürchtete, falls er eine abſchlägige Antwort gäbe, noch länger in Windſor wider ſeinen Willen bleiben zu müſſen. Ein Graf von Suffolk, der einige Anſprüche an die Engliſche Krone hatte, lebte in den Niederlanden unter Philips Schutz, der ihn jedoch in ſeinen Anſprüchen nicht unterſtützte. Sobald Heinrich anfieng, ſich darüber zu beſchweren, daß dieſer Engliſche Flüchtling Aufnahme bey Philip gefunden, erklärte dieſer ſich bereit, ihn zur Befriedigung des Königs, aus ſeinen Staaten zu verweiſen. „Ich hoffe,“ antwortete Heinrich, „Sie werden mehr thun, und „ihn meinen Händen übergeben; dann allein kann „ich von ſeinem Gehorſam und von ſeiner Unterwür„figkeit gewiß ſeyn“. „Dieſes würde ſowohl Ih„rer Ehre, als meiner eignen nachtheilig ſeyn,“ verſetzte Philip; „es würde ausſehen, als ob Sie

„mich

„mich wie einen Gefangnen hielten“. „So wür„den Sie ja nichts darunter leiden,“ antwortete Heinrich, „die Schande würde auf mich allein fal„len, und Ihre Ehre nicht darunter leiden“. Philip mußte endlich nachgeben, doch ließ er ſich vorher verſprechen, daß Suffolks Leben ſollte geſchont werden. Philip mußte hierauf den Grafen einladen, nach England zu kommen, als ob er ihm durch ſeine Vermittelung die völlige Verzeihung und Gnade vom Könige verſchaft hätte. Bey ſeiner Ankunft wurde der Graf in den Tower geſetzt. d) Philip ſetzte nach einem dreymonatlichen Aufenthalt in England ſeine Reiſe fort. Er landete auf den Rath ſeiner Spaniſchen Freunde nicht in Aſturien, von wo er den kürzeſten Weg nach Burgos hatte, und wo ſein Schwiegervater ihn erwartete, ſondern zu Corunna in Gallicien, um auf dieſem weit längern Wege theils Zeit zu bekommen, die Geſinnungen der Spanier kennen zu lernen, theils ſeinen Anhängern Gelegenheit zu geben, ſich zu ihm zu verſammeln. In der That fanden ſich die vornehmſten Caſtilianer in ſo großer Anzahl bey ihm ein, daß der alte Ferdinand, der ſich ebenfalls auf den Weg gemacht hatte, ſeinem Schwiegerſohn entgegen zu gehen, ſich von allen, außer dem Erzbiſchof von Toledo Ximenes und dem Herzog von Alba, verlaſſen ſah. Philip, auf den Rath ſeiner Niederländiſchen und Spaniſchen Räthe, ſuchte eine Zuſammenkunft mit ſeinem Schwiegervater zu vermeiden. Allein Ferdinand wiederholte ſein Verlangen darnach ſo oft, daß Philip ſie nicht länger ausſchlagen konnte, und ſie erfolgte endlich zu Ri-

d) Hume Hiſtory of England vol. III. ch. 26. p. 393. ſeq.

meſſal, einem Luſthauſe nicht weit von Aſtorga. So große Würkung ſich aber Ferdinand von dieſer Unterredung verſprechen mochte, indem er darauf rechnete, daß ſein Alter, ſeine Erfahrung, und der Ruhm von Klugheit, den er ſich erworben, Eindruck auf ſeinen Schwiegerſohn machen würde, ſo vermochte er doch nichts bey ihm; er mußte ihm Caſtilien abtreten, und ſich nach Aragonien begeben; doch behielt er jährlich fünf und zwanzig tauſend Dukaten aus Caſtilien, die Großmeiſterſchaft der drey Ritterorden, und Antheil an den Americaniſchen Einkünften. Auch behielt er das Königreich Neapel für ſich allein, obgleich zu deſſen Eroberung auch caſtilianiſches Geld und Volk gebraucht war. Dieſer Vertrag wurde von beiden Theilen beſchworen, und man kann ſich leicht vorſtellen, mit wie unfreundlichen Geſinnungen ſie auseinander giengen. [e])

Am 4ten Sept. wurden Donna Juanna und Philip zu Valladolid abermals, nachdem ſie vorher die Rechte und Freyheiten der caſtilianiſchen Stände beſchworen, als Könige ausgerufen, und dieß blendende Glück, ſich eine der erſten Kronen in Europa erworben zu haben, mußte Philip mit manchen häuslichen Verdrüßlichkeiten erkaufen. Die ſchwachen Verſtandeskräfte ſeiner Gemahlin wurden theils durch ihre Aengſtlichkeit über das ſchlechte Vernehmen zwiſchen ihrem Vater und ihrem Gemahl, theils durch ihre Eiferſucht über den letztern, der ſchön, aber gegen ſie gleichgültig war, noch mehr in Unordnung gebracht, ſo daß ſie endlich völlig wahnſinnig

e) Petr. m. de Angleria p. 303. 304. Mariana l. c. Fugger l. c. Guicciardini l. c. Daniel l. c.

ſinnig wurde. Philip war daher willens, ſie nicht allein von ihrem Antheil an der Regierung auszuſchließen, ſondern ſie auch unter einer Art von Aufſicht halten zu laſſen, welches beides aber die der Königin ergebnen Caſtilianer nicht zugeben wollten. Seinen Schwiegervater verleitete der Verdruß, nicht länger in Caſtilien zu regieren, und die Begierde, ſich an ſeinem Schwiegerſohn zu rächen, zu manchem Schritte, dergleichen man nicht einmal in ſeinen jüngern Jahren von ſeiner kalten, geſetzten Art zu handeln würde erwartet haben. Er gieng damit um, Aragonien und Neapel völlig und auf immer wieder von Caſtilien zu trennen. Zu dem Ende heirathete er in ſeinem Alter eine Nichte König Ludwigs XII von Frankreich, Germaine de Foix. In dem Heirathscontracte wurde ausgemacht, daß den Kindern aus dieſer Ehe Neapel anheim fallen ſollte, zu deren Gunſten Ludwig ſeine Anſprüche an dieſes Reich aufgab. f) Zwar Philip, der die Vergnügungen liebte, machte ſich aus allem dieſen wenig, achtete es auch nicht, daß die Caſtilianer, theils aus Widerwillen gegen die Niederländer und Deutſchen, die er in Spanien beförderte und hervorzog, theils aus Abneigung gegen ſeine deutſche und für enthaltſame Spanier zu ſinnliche Lebensart, theils aus Anhänglichkeit gegen Donna Juanna, die er ihnen nicht genug zu reſpectiren ſchien, ihre Unzufriedenheit mit ihm öffentlich zu erkennen gaben, ſo daß eine Empörung nicht mehr weit ſchien. Sein früher Tod verhinderte den völligen Ausbruch ihres Mißvergnügens. Der gewöhnliche Argwohn der Menſchen, der nie ſo geſchäf-

f) Fugger l. c. p. 1168. ſeq. Dan. l. c. 416. ſeq.

ſchäftig iſt, als bey dem Tode junger fürſtlicher Perſonen, von deren Leben oder Sterben wichtige Folgen abhängen, wollte auch dieſesmal dem Gifte zuſchreiben, was nach dem Ausſpruch der Aerzte, eine natürliche Wirkung einer Unvorſichtigkeit war, die Philip begangen hatte. Er hatte ſich am 19ten Sept. zu Burgos bey heiſſem Wetter im Ballſpiel ſtark erhitzt, und darauf einen kalten Trunk gethan, welches ihm ein hitziges Fieber zuzog, woran er ſieben
1506. Tage nachher, am 25ſten Sept. ſtarb, alt acht und
25. Sept. zwanzig Jahre und drey Monate, nachdem er von dem Todestage ſeiner Schwiegermutter, oder von dem Tage ſeiner erſten Ausrufung an, ein Jahr und neun Monate König von Caſtilien geweſen war. Die Stände von Caſtilien beriefen jetzt eben den Ferdinand, dem ſie vorhin ſo abgeneigt geweſen waren, und baten ihn, die vorigen Beleidigungen zu vergeſſen, und durch ſeine ſchleunige Ankunft alle Unruhe zu vereiteln; denn es gab immer noch eine ſtarke Partey gegen ihn. Ximenes aber arbeitete ſo treu und mit ſo gutem Erfolg für ihn, daß dieſe Gegenpartey nichts unternehmen konnte, wofür ihm Ferdinand, der eine Reiſe nach Neapel gemacht hatte, den Cardinalshut mitbrachte. [g])

Während dieſe Begebenheiten ſich in Spanien zutrugen, die nicht nur für Maximilian und für ſein Haus, ſondern für ganz Deutſchland ſo wichtige Folgen gehabt, hatte er ſelbſt, der Vater des glücklichen, aber ſein Glück nur ſo kurz genieſſenden Philips ſich mit folgenden Angelegenheiten beſchäftiget.

Auf

g) Fugger VI. II. p. 1227.

Auf eben dem Reichstage zu Köln, der haupt- 1505.
ſächlich wegen des Bayriſchen Succeſſionskrieges Jul.
gehalten wurde, beſchloſſen die Stände, das Kammergericht auf den Fuß, wie es durch den Wormſer Reichstag zuerſt eingerichtet war, wieder herzuſtellen. Maximilian beförderte dieſen Schluß der Verſammlung durch ſeine großmüthige Erklärung, daß er die Unterhaltung dieſes Tribunals übernehmen wollte, bis das Reich ſelbſt im Stande wäre, die dazu nöthigen Koſten aufzubringen. Ihm wurde dagegen dieſes großmüthige Verſprechen durch die Zuſage erleichtert, die die Stände thaten, daß ihm von wegen des Reiches Hülfe wider die Türken, wider den Grafen von Zips, der damit umgieng, ſich die Ungariſche Krone zu verſchaffen, auf die Maximilian Anſprüche hatte, wider die Venezianer und zu ſeinem Römerzuge ſollte geleiſtet werden. Maximilian verließ ſich ſo ſehr auf dieſe Verſprechungen der Stände, daß er kein Bedenken trug, die von den Ständen verlangte Abſchaffung des gemeinen Pfennigs zu bewilligen. Die Stände hatten die Abſchaffung dieſer Abgabe aus folgenden Gründen verlangt. Sie wäre, ſagten ſie, in guten Zeiten zuerſt verordnet, und ſelbſt damals hätte ſie, ohne die Leute zu ruiniren, nicht können eingetrieben werden; nun aber hätten ſich augenſcheinlich die Zeiten ſehr verſchlimmert; es wäre Krieg und Theurung; es herrſchten Krankheiten und Sterben; man würde alſo den gemeinen Pfennig noch viel weniger einbringen können. [h]) Maximilian hatte freylich erfahren, daß der gemeine Pfennig wenig einbrachte; er bedachte ſich alſo um ſo viel weniger, das Begehren der Stände zu bewilligen, da ihre ausdrückliche

h) Müller Reichstagsſtaat p. 488.

liche Zuſage einer beſtimmten Hülfe ihn mehr, als ein bloßes Aequivalent für jene Abgabe erwarten ließ. Maximilian brachte auch auf dieſem Reichstage ein neues Reichsregiment im Vorſchlag.
1504. Churfürſt Berthold von Mainz war das Jahr vorher geſtorben, im ein und zwanzigſten Jahr ſeiner Churwürde, ein Mann von feinem Verſtande, von einer gewiſſen natürlichen Beredſamkeit, und überhaupt dazu gemacht, in einem ariſtokratiſchen Staat eine angeſehene Rolle zu ſpielen. In der That waren ſeine Entwürfe von einem Reichsregimente einer Ariſtokratie angemeßner, als der damaligen deutſchen Verfaſſung. Uebrigens ſtand er in Deutſchland in großem Anſehen, war arbeitſam und ein guter Finanzier, der ſein Stift von großen Schulden befreyte, jedoch nicht ohne Mittel anzuwenden, die gewöhnlich Klagen gegen einen ökonomiſchen Regenten zu veranlaſſen pflegen. Beſonders beſchwerten ſich die Geiſtlichen und Mönche, daß ſie von ihm gedrückt würden. [i]) Maximilian, der anfänglich viel auf ihn gehalten, und Vertrauen zu ihm gehabt hatte, war zuletzt ſtark wider ihn eingenommen, ſo, daß er ihn öffentlich beſchuldigte, er, der Churfürſt, ſuche den Kaiſer von ſeinen Rechten zu verdrängen, und ihn, der doch ſein Herr ſeyn ſollte, zu ſeinem Knecht zu machen. [k]) Da Maximilian alſo jetzt von ſeinem Einfluß nichts mehr zu beſorgen hatte, ſo trug er bey der Kölner Verſammlung auf die Erneurung des Reichsregimentes an, jedoch mit drey Veränderungen, die auf die Erhaltung des Kaiſerlichen Anſehens abzielten. Erſtlich

i) Trithem. ap. Freher. T. III. p. 135.

k) Müller l. c. p. 439.

Erſtlich ihm, als Reichsoberhaupte ſollte es frey ſtehen, das Regiment zu ſich zu berufen, ſo oft es ihm gefiele, und zweytens, das Regiment ſollte in wichtigen Dingen keinen Schluß machen, ſondern ihm erſt Bericht erſtatten und ſeinen Befehl abwarten; und drittens, es ſollte ohne ſeine Einwilligung die Stände nicht berufen dürfen. Allein das ganze Project war dem damaligen Geiſte der deutſchen Verfaſſung ſchon zu wenig angemeſſen, und es giebt in der That eine große Idee von Churfürſt Bertholds Anſehn und Talenten, daß er das oben erwähnte Reichsregiment auf einige Zeit zur Ausführung hatte bringen können. Dieſesmal lehnten die Stände den Vorſchlag ab; um aber ihre abſchlägige Antwort einigermaßen zu verſüſſen, fügten ſie die Erklärung hinzu, daß ſie gar nicht die Abſicht hätten, ihm in ſeiner Regierung Vorſchriften zu geben oder Schranken zu ſetzen. [1])

Von Köln hatte ſich Maximilian nach Geldern begeben, und wie ſchon erwähnet iſt, der Belagerung von Arnheim beygewohnt. Nachdem der Vergleich zwiſchen ſeinem Sohn und Karl von Egmond geſchloſſen war, kam Maximilian nach Köln zurück, wo er eine Art von triumphirendem Einzug hielt, und nun zur Ausführung ſeiner Lieblingsentwürfe ſchreiten wollte. Mit der Expedition nach Rom wollte er den Anfang machen. Indeſſen mußte er ihn vorerſt noch eine Zeitlang ausſetzen, weil wichtige Vorfälle in Ungarn ſeine ganze Aufmerkſamkeit nach dieſer Seite zogen. König Vladislaus hatte ſich 1502 mit Anne de Candale, Gräfin von Foix, einer nahen Verwandtin des Königs von Frankreich,

1) Müller l. c. p. 448.

reich, vermählt. Sie hatte ihm 1503 eine Prinzeſſin geboren; aber zu mehr Erben war wegen des Alters des Königes keine Hoffnung. Die Ungarn ſahen alſo den Fall ſehr nahe, da Maximilian, vermöge des mit ihnen getroffnen Vergleiches m), ihr König werden ſollte. Allein jetzt trachtete Graf Johann von Zips, Bannus von Croatien nach der Krone und hatte großen Anhang. Dieſer hielt, ohne des Königs Vorwiſſen, eine Verſammlung, den ſeine Partey einen Reichstag nannte, nach altem Brauch, unter freyem Himmel am Ragozfluß. Sie machten den Schluß, wenn König Vladislaus ohne männliche Erben ſtürbe, ſollte ein Ungar und kein Ausländer zum König erwählt werden; welcher Ungar dawider handeln würde, der ſollte mit dem Schwerte gerichtet, oder mit ſeinen Kindern und Nachkommen auf ewig aus dem Reiche verwieſen und deſſen Güter ſollten eingezogen werden. Dieſen Schluß unterſchrieben der Cardinal Erzbiſchof von Gran, vierzig Magnaten, hundert und achtzig große adeliche Gutbeſitzer, und eine große Anzahl andrer von Adel. Sie beſchloſſen auch, daß künftig kein Deutſcher oder andrer Fremde Güter oder Bedienungen in Ungarn beſitzen, oder wo er dergleichen ſchon beſäße, ſie an gebohrne Ungarn abtreten ſollte. Dieſen Schluß theilten ſie dem Könige mit, und zeigten ihm zugleich an, daß ſeine Prinzeſſin, wenn ſie nach dem Rath der Stände heirathete, zur Königin von Ungarn erkläret werden ſollte. Die Abſicht aber derer, die dieſes erklärten, war, die Prinzeſſin mit dem Grafen von Zips zu vermählen. König Vladislaus, der überhaupt phlegmatiſch geweſen ſeyn ſoll, hörte dieſes

m) S. im iſten Theil p. 16.

dieſes gelaſſen an, ohne etwas dagegen einzuwenden. Maximilian aber ſetzte auf die erſte Nachricht hie-von ſeine Anſtalten aus, die er in Tyrol zur römiſchen Expedition machte, begab ſich nach Wien, und rückte von da aus mit einem Heer in Ungarn ein. Er ſchickte einige Geſandte voraus, den König und die Stände des Landes zu befragen, ob ſie geſonnen wären, den Vertrag von 1491 zu halten oder umzuſtoſſen. Allein die Schwangerſchaft der Königin, die man nicht erwartet hatte, verhinderte alle fernere Schritte von beiden Seiten. Sie kam am 1ſten Jul. zu frühzeitig mit einem Prinzen nieder, deſſen 1506.
Haut noch nicht ganz ſoll formirt geweſen seyn. Dies war der nachmalige unglückliche König Ludwig, der in der Schlacht bey Mohatſch gegen die Türken ſehr jung das Leben verlor. Ein Monarch, der weniger billig, wie Maximilian, oder weniger eifrig auf andre Entwürfe geweſen wäre, würde ſich jetzt nicht ſogleich aus Ungarn zurück gezogen haben. Maximilian erkannte ſogleich den neugebornen Prinzen für den rechtmäßigen Kronerben und begnügte ſich, daß die ungariſchen Stände den vorigen Vertrag aufs neue beſtätigten. Hierauf ließ Maximilian durch ſeinen Rath Johann Cuſpinian den König von Ungarn einladen, an dem Bündniſſe wider Venedig Theil zu nehmen, welche Republik der Krone Ungarn viel von ihrem Gebiete entzogen hätte. Vladislaus verſprach ſeinen Beytritt, weil er wußte, wie ſehr dieſes dem Kaiſer gefallen würde, übrigens ſeinem phlegmatiſchen Charakter gemäß, unbekümmert, ob er bey ſeinem wenigen Anſehn das geringſte wider die Venezianer würde ausrichten können, die die Kunſt verſtanden und die Mittel beſaßen, die Ungariſchen Großen, auf die mehr

mehr ankam, als auf den König, von einem wirklichen Krieg abzuhalten [n]).

Nachdem Maximilian dieſe Ungariſche Expedition glücklich zu Ende gebracht, ſo ließ er ſich die Römiſche deſto angelegner ſeyn, je mehr er gewiſſe Nachrichten zu haben glaubte, daß der König von Frankreich aufs neue darnach trachtete, ſich die Kaiſerkrone zu erwerben, und daß der Pabſt ſowohl als andre Italieniſche Staaten daran arbeiteten, den Deutſchen die Kaiſerwürde und alle Herrſchaft in Italien zu entziehen. Was den König von Frankreich anbetrifft, ſo läßt ſich ihm zwar eine ſolche Abſicht nicht mit Gewißheit zuſchreiben, allein daß er Maximilianen beſtändig Hinderniſſe in den Weg legte, ſo oft er in Italien etwas unternehmen wollte, und daß er die wenige Macht der Deutſchen in Italien zu Grunde zu richten ſuchte, war unleugbar und dem Intereſſe des franzöſiſchen Hofes, der ſelbſt gern in Italien herrſchen wollte, ganz gemäß. Pabſt Julius II machte kein Geheimniß daraus, daß er darnach ſtrebte, Italien von der Herrſchaft der Barbaren (unter dieſem Namen verſtand er die Deutſchen, die Franzoſen und Spanier) zu befreyen, und die übrigen Italieniſchen Staaten verriethen merklich genug, daß ſie das nämliche wünſchten, ob ſie gleich zu eiferſüchtig gegen einander waren, um ſich ſo genau mit einander zu verbinden, als es ein ſo großer Zweck erfodert hätte. Dieſer Pabſt Julius, den wir eben genannt haben, iſt einer der merkwürdigſten, der ſonderbarſten Charaktere, die in der Geſchichte

n) Fugger VI. 11. p. 1226. Maximilians Ausſchreiben apud Datt de P. P. p. 562 ſq. Guicciard. VII. p. 723.

Geſchichte vorkommen, und da wir ſeiner noch oft gedenken müſſen, ſo wird es nicht undienlich ſeyn, uns hier gelegentlich mit ihm bekannt zu machen. Julian von Rovero (dies war ſein eigentlicher Name) war von niedrigem Herkommen; er wurde dem geiſtlichen Stande gewidmet, ob er gleich ſeinem Temperamente nach ſich am beſten zum Soldaten geſchickt hätte. Sein Verſtand, ſeine Thätigkeit und ſeine Menſchenkenntniß beförderten ſein Glück; er wurde Cardinal und führte als ſolcher den Titel, Cardinal von St. Peter in vinculis. Bey aller ſeiner Politik und bey allem Ehrgeiz, den er ſchon in dieſen Zeiten blicken ließ, wußte er ſich den Credit eines wahrhaften Mannes zu erwerben, ſo daß Pabſt Alexander VI ſelbſt ihm dieſes Lob zu geben pflegte. Zugleich hatte er vom Anfang die Klugheit, ſich Schätze zu ſammeln, ſo daß er einer der reichſten Cardinäle war. Alexander der VI ſtarb 1503 am 18ten Auguſt. Darauf wurde Franz Piccolomini erwählt, der ſich Pius III nannte, der aber noch in ſelbigem Jahre ſtarb, und nun fiel die Wahl am 1ten Nov. auf den Cardinal von St. Peter in vinculis, der den Namen Julius II annahm, nicht ſowohl in Rückſicht auf ſeinen Vorgänger Pabſt Julius I, als auf Julius Cäſar, den er bewunderte, und dem er an Ruhm kriegeriſcher und andrer großen Thaten ähnlich zu werden das feurigſte Verlangen trug. Seine Schätze und ſein Ruf eines wahrhaften Mannes entſchieden die Wahl zu ſeinem Vortheil; denn da er denen, die ihm ihre Stimme ertheilen würden, die größten Verſprechungen that, ſo fiel es, jenes ſeines Rufes wegen, keinem ein, zu zweifeln, ob er dieſe Verſprechungen auch halten würde. Er aber hatte blos deswegen immer ſeinen Charakter der Wahrhaftigkeit ſo ängſtlich behauptet, weil er

voraus geſehen hatte, daß er einſt, um die dreyfache Krone zu erlangen, Verſprechungen würde thun müſſen, die er vielleicht nicht würde erfüllen können. Er hatte von ſeinem Muſter, vom Julius Cäſar, die große Maxime ſehr gut gelernt, ſeinen Ruf eines ehrlichen, aufrichtigen Mannes nicht eher auf das Spiel zu ſetzen, als bis die Erreichung ſeines groſſen Ziels dadurch entſchieden wurde [o]).

Kurz vor der Wahl ſetzten die Cardinäle eine Capitulation auf, die jeder Cardinal eidlich zu halten verſprach, falls er zum Pabſt würde erwählet werden. Zwey der Artikel waren, daß er binnen zwey Jahren ein allgemeines Concilium berufen, und ohne Einwilligung des Cardinalscollegii keinen Krieg führen wollte. Julius that eben dieſes Verſprechen; aber er war entſchloſſen, Krieg nach ſeinem eignen Gutdünken zu führen, und kein Concilium zu halten [p]).

Die Beſorgniſſe, die Maximilian hatte, daß Ludwig XII ſeinen Römerzug zu verhindern ſuchen würde, bekam dadurch noch mehr Wahrſcheinlichkeit, daß Karl von Egmond, der ſich ſchon ſo oft als ein Inſtrument von Frankreich hatte brauchen laſſen, den Vergleich, deſſen wir oben erwähnet, aufs neue brach und den Krieg in Geldern wieder anfing. Dieſer Krieg und andre bedenkliche Umſtände brachten die Stände in den Niederlanden zu dem Entſchluſſe, Maximilian, dem ſie anfangs die Vormundſchaft über den jungen Erzherzog Karl, ſeinen Enkel, abgeſchlagen hatten, nun von freyen Stücken zu

o) Guicciardini lib. I. it. lib. VI. S. Bayle im Artikel Jules II.

p) Raynald. ad an. 1503. 11 ſq.

zu berufen. Er aber, dem die Italieniſchen Angelegenheiten jetzt wichtiger waren, ſandte ſeine Tochter Margaretha hin, die ſich als Statthalterin, Autorität und Liebe zu erwerben wußte [q]).

Um dem franzöſiſchen Hofe, von dem er ſo gefährliche Abſichten befürchtete, deſto beſſer widerſtehen zu können, berief Maximilian einen Reichstag, der zu Coſtnitz gehalten und ungewöhnlich ſtark beſucht wurde. 1507. Alle Churfürſten waren perſönlich zugegen; viele geiſtliche und weltliche Fürſten in Perſon und Geſandte der übrigen Stände in größrer Menge, als man einige Zeit her auf Reichstagen geſehen hatte. Maximilian, der ſchon im Februar hatte hinkommen wollen, langte erſt im Junius an. Er ließ den Ständen ſeine Briefe, die er aus Italien erhalten hatte, vorleſen, und alle Nachrichten mittheilen, die den Zuſtand dieſes Landes betrafen. Aus allen ſchien deutlich zu erhellen, daß Maximilians Beſorgniſſe wegen eines Plans, woran Frankreich ſowohl als der Pabſt und andre Italieniſche Staaten arbeiteten, die Deutſchen ganz von der Kaiſerwürde und von Italien auszuſchließen, nur allzugegründet wären. Die Venezianer hatten ihm, als er um freyen Durchzug bey ihnen angeſucht, mit den höflichſten Ausdrücken erklärt, daß ſie ihm in allen andern Fällen zu dienen erbötig wären, nur in dieſem es nicht könnten; daß ganz Italien allarmirt ſeyn würde, wenn er mit einem Heere käme; daß Frankreich ſich widerſetzen würde; ſie hatten ihm gerathen, lieber unbewaffnet und ohne großes Gefolge nach Rom zu gehen, wie ſein Vater Kaiſer Friederich III; dieß würde ſicherer und rühmlicher

q) Wagenaar III. B. p. 370.

für ihn ſeyn: die bloße Majeſtät würde ihm allenthalben die gehörige Aufnahme verſchaffen, und in dieſem Falle würden ihm die Venezianer alle Dienſte erweiſen, die er verlangen könnte. Der Pabſt hatte ſich anfangs ſo gut mit Frankreich verſtanden, daß er von daher Hülfstruppen erwartet hatte, um Bologna und Perugia, damals zwey kleine unabhängige Staaten, zu bezwingen; als ihm aber Ludwig XII die verſprochnen Hülfstruppen nicht ſandte; als der auf Anſtand haltende franzöſiſche Monarch dem heiligen Vater abrathen ließ, den Krieg wider die beiden kleinen Staaten nicht in Perſon zu führen; als Ludwig, wie er vernahm daß Julius wirklich in vollem Conſiſtorio ſein Vorhaben, ſelbſt zu Felde zu gehen, erkläret hatte, mit den Worten heraus fuhr, der heilige Vater müßte den Abend vorher zu viel getrunken haben, (welches Seiner Heiligkeit wirklich manchmal begegnete); ſo hatte dieſes kleine Mißverſtändniß zwar anfangs weiter keine Folgen, und man merkte nicht gleich, daß der Pabſt im Herzen dem moraliſirenden Könige gram war.

Als aber Genua das franzöſiſche Joch, das es geraume Zeit her getragen, abgeworfen hatte, und als daher Ludwig XII im Anfange des Jahres 1507 mit einer auſſerordentlich ſtarken Macht nach Italien kam, womit er auch Genua wieder einnahm; ſo hatte Julius ſeinen Unwillen gegen dieſen Monarchen nicht länger unterdrücken können, zumal da er ſich immer mit Verdruß erinnerte, daß ſelbiger ſich viel Mühe gegeben hatte, den Cardinal von Amboiſe auf den päbſtlichen Thron zu bringen. Julius hatte alſo nun die Partey ergriffen, Maximilian gegen den König von Frankreich zu waffnen. Zu dem

Ende

Ende hatte er ihm geſchrieben, die Wiedereroberung von Genua wäre nur der Vorwand, deſſen ſich der König von Frankreich bediente, ſeine großen Zurüſtungen ungehindert auszuführen; ſeine wahre Abſicht wäre, den Kirchenſtaat zu unterdrücken, den Cardinal von Amboiſe zum Pabſt zu machen und die Kaiſerwürde an ſich zu bringen. Das Breve des Pabſtes, worin er alles dieſes meldete, wurde in der Verſammlung der Stände zu Coſtnitz vorgeleſen, und es konnte nicht fehlen, da es von den Händen des heiligen Vaters kam, ſo mußte es allen dieſen Nachrichten Glauben verſchaffen. Der lebhafteſte Unwille über Frankreichs Vergrößerungsſucht war der allgemeine Eindruck, den die Vorleſung dieſes Breve und der übrigen Nachrichten auf die Anweſenden machte, und den Maximilian durch ſeine Vorſtellungen dergeſtalt zu verſtärken wußte, daß es ſchien, dießmal würden die Stände mit einer Eintracht und mit einer Wärme, wovon man auf ſonſt keinem Reichstage etwas ähnliches geſehen hatte, alle Kräfte des Reiches aufbieten, um die alten Rechte und den völligen Glanz der deutſchen Herrſchaft in Italien, wieder herzuſtellen [r]). Die Nachrichten von dieſen Geſinnungen der Stände und von den Anſtalten, wovon auf dem Reichstage laut und viel geſprochen wurde, daß man ſie zum Behuf dieſer groſſen Abſicht machen wollte, wurden, vielleicht etwas übertrieben, bald über ganz Europa verbreitet und allenthalben war man voll Erwartung der großen Dinge, die man ſich als unausbleibliche Folgen von den einmüthigen Entſchließungen einer Nation vorſtellte,

r) Müllers Reichstagsſtaat p. 517 ſq. Guicciardini lib. VII. p. 726 - 762. Maximilians Ausſchreiben ap. Datt de P. P. p. 562 ſq.

ſtellte, von deren Macht man mit Recht den Begriff hatte, daß alles ihr unterliegen müßte, ſobald die Uneinigkeit ihrer Häupter ſie nicht ſchwächte. Maximilian ſelbſt gab dem Pabſt und dem Cardinalscollegio von allem dieſen Nachricht, wie er als Advocat der Kirche nach Italien kommen, und den König von Frankreich für einen Reichsfeind und Rebellen erklären würde [s]). Der Pabſt, dem es zwar lieb war, Frankreich mit einem ſo fürchterlichen Kriege bedroht zu ſehn, der ſich aber auch der alten Streitigkeiten zwiſchen den Kaiſern und Päbſten erinnerte; der vielleicht auch aus ſeiner Kenntniß, die er von der deutſchen Verfaſſung hatte, den Erfolg ahndete, beſchloß den Ausgang abzuwarten, rechnete darauf, Frankreich würde durch dieſes anſcheinende Gewitter bewogen werden, von ſeinem Vergrößerungsplane abzuſtehen, und ließ in dieſem Vertrauen Maximilian durch ſeinen Legaten heimlich erſuchen, ohne Truppen nach Italien zu kommen, auf welchen Fall er ihn mit größern Ehrenbezeugungen, als jemals einem ſeiner Vorgänger erwieſen worden, zum Kaiſer krönen wollte. Die Ahndungen des ſchlauen Mannes trafen ein. Ludwig XII, durch jene übertriebne Nachrichten von den Anſtalten der Deutſchen beunruhigt, ließ, ſobald er Genua wieder eingenommen, ſein Heer aus einander gehen, um dadurch den deutſchen Ständen den Verdacht zu benehmen, als ob er mit ſo großen Eroberungsabſichten umgienge. Zugleich ſchickte er nicht nur Geſandte nach Coſtnitz, die öffentlich alle ihm ſchuld gegebne Abſichten für ungegründet erklärten, ſondern er ſchickte auch Emiſſarien dorthin, die mit den einzelnen Ständen heimlich negociirten, und jedes Mittel, das der franzöſiſchen

s) Guicciard. lib. VII. p. 773.

ſchen Politik zu Gebote ſteht, anwandten, die Gemüther für Frankreich zu gewinnen. Maximilian ließ einen dieſer Emiſſarien, Johann Anton de Cabellis, einen Mönch (denn wer konnte zu einem ſolchen Geſchäfte tüchtiger ſeyn, als ein Mönch?) arretiren, und als bey dieſem eine geheime Inſtruction gefunden wurde, der zufolge er das Betragen des Kaiſers gegen Frankreich bey den Ständen im nachtheiligſten Lichte vorſtellen ſollte, ſo fand Maximilian nöthig, dieſe Beſchuldigungen in einer Schrift, die er den Ständen mittheilte, öffentlich zu widerlegen [t]).

Indeſſen mochten die Stände entweder ſich überzeugt haben, daß es endlich Zeit wäre, daß das Reichsoberhaupt die Kaiſerkrone wirklich aus den Händen des Pabſtes empfange, oder ſie mochten zu poſitive Verſprechungen gegeben haben, um ſie ganz zurück zu nehmen. Sie bewilligten, drey tauſend Mann zu Pferde und neun tauſend Mann zu Fuß zu dem Italieniſchen Zuge ſechs Monate lang zu beſolden. Zugleich aber willigten ſie ein, daß das Geſchrey auf dreyßig tauſend Mann gemacht werden ſollte. Darauf gieng die Verſammlung am 20ſten Auguſt aus einander. Dieſe Reichstruppen ſollten ſich in der Mitte des Octobers bey Coſtnitz verſammeln; allein es kamen ihrer ſo wenig zur beſtimmten Zeit, daß man wohl ſah, wie wenig es den Ständen ein Ernſt war, dieſe Expedition mit dem gehörigen Nachdruck zu unterſtützen. Maximilian war auf dieſen Fall nicht ganz unvorbereitet; er hatte eine beträchtliche Anzahl Truppen aus ſeinen Erbländern zuſammen gebracht, wozu noch einige tauſend Schweizer ſtießen; denn die

t) Guicciard. l. c. p. 774 ſq. Müller l. c. p. 560.

Schweizer hatten als Reichsmitglieder dem Reichstage zu Coſtnitz beygewohnet und ſich bey dem allgemeinen erſten Eifer nicht weigern können, ihr Contingent mit zu verſprechen; der Sold aber, den Maximilian ihnen verſprach, war der ſtärkere Beweggrund, der ſie zur Erfüllung ihres Verſprechens bereit machte: doch erklärten ſie vorher, daß ſie ſich nicht wider Frankreich wollten gebrauchen laſſen [u]). Maximilian ließ hierauf durch drey Geſandte die Republik Venedig um freyen Durchzug und um eine genauere Verbindung mit ihm erſuchen. Ludwig XII trug ihnen ſeiner Seits ebenfalls eine neue Verbindung an. Die Republik, die gar keinen von beiden in Italien ſo mächtig wiſſen wollte, war auf ihrer Hut, ſich mit keinem einzulaſſen. Den Geſandten Maximilians antwortete ſie, daß ſie ihrem Herrn den Paß, aber nur wenn er ohne Armee käme, geſtatten wollte. Aber größere Schwierigkeiten erhuben ſich wider Maximilian. Die bewilligten Reichsgelder, wenn ſie auch weniger ſparſam eingekommen wären, reichten nicht hin den kleinſten Theil des Schlundes zu füllen, der täglich die größten Summen verſchlang. Und andre Geldquellen hatte er nicht. Anfänglich hatte er auf die kleinen Republiken und Staaten in Italien gerechnet; dieſe hatten in der That, ſo lange man ſich noch mit der Idee trug, das ganze Reich, ganz Deutſchland würde den Krieg führen, einige Willigkeit zu Geldbeyträgen blicken laſſen, um ſich dem Kaiſer, den ſie ſchon als Sieger betrachteten, zu empfehlen. Allein wie dieſe Idee verſchwunden war, wie man ſah, daß es blos eine Unternehmung von Maximilian war, wie Venedig ſeine Neutralität erkläret, und Frankreich ſich in die nöthige Verfaſ-

ſung

u) Guicciard. l. c. p. 775. Maximilian in zwey Schreiben ap. Datt p. 570. 571. Müller l. c. p. 617.

ſung geſetzt hatte, bedachten ſie ſich um ſo vielmehr, da ſie theils ſich ſcheuen mußten Frankreich zu beleidigen, theils Maximilian gar zu große Summen von ihnen foderte, die ſie aufzubringen bey der noch ſo ſehr unentſchiedenen Lage der Sachen nicht rathſam fanden, welche zu wagen die Umſtände noch nicht dringend genug waren. Blos die Sieneſer zahlten ihm ſechstauſend Ducaten. Aber die Florentiner wollten lieber das äußerſte abwarten, als ihm gleich die fünfhunderttauſend Ducaten zuſenden, die er von ihnen gefodert hatte.

Ohnerachtet dieſer Geldmangel die gewöhnliche Folge hatte, daß die kleine Armee Maximilians durch Deſertion immer noch kleiner wurde; ſo ließ er ſich doch Anfangs nicht abſchrecken, ſondern ſuchte durch die Gebirge zu dringen, obgleich die Venezianer allenthalben die beſten Gegenanſtalten vorgekehret hatten. Endlich wie er die Hoffnung aufgab, alle Schwierigkeiten zu überwinden, leuchtete ihm auf einmal der gegründete Gedanke ein, daß die Krönung durch den Pabſt eine bloße herkömmliche Ceremonie ſey; ein Gedanke, den er zwar ſonſt ſchon gehabt, von deſſen Richtigkeit er ſich aber nie ſo lebhaft überzeugt hatte. Er beſchloß alſo, nachdem er die Sache mit dem Biſchofe von Trient und dem von Gurk, mit dem Fürſten Rudolph von Anhalt, und mit andern, die ihn auf dieſer Expedition begleiteten, überlegt hatte, den kaiſerlichen Titel ohne weiter Bedenken anzunehmen. Dies that er wirklich mit einigen Feyerlichkeiten zu Trient am 3ten Febr. 1508. Er gab ſogleich dem Pabſt ſowohl 1508.
als dem Reiche Nachricht davon. In dem Schreiben an das letztere erklärte er, nachdem er alle die 3. Febr.
Hinderniſſe die er gefunden, erzählt hatte, daß er,

ob er nun gleich die Krönung nicht erlangen könnte, doch des Kaiſerthums nicht beraubt ſeyn wollte, ſondern den Titel eines erwählten Römiſchen Kaiſer angenommen habe, den er von nun an künftig in Schriften führen wollte, und den die Stände ihm in ihren Schriften geben ſollten; mündlich könnte man ihn ſchlechtweg Römiſcher Kaiſer nennen; daß er aber in Schriften das Beywort eines erwählten Kaiſers zu brauchen gut fände, geſchähe blos aus dem Grunde, den Pabſt nicht auf den Gedanken zu bringen, als ob man die Krönung künftig nicht mehr wollte durch ihn verrichten laſſen. Pabſt Julius war mit der Nachricht ſehr zufrieden, da es gerade ſein Wunſch war, den Kaiſer von Italien abzuhalten und er in der Ertheilung des bloßen Titels nichts bedenkliches fand. Dieſe Zufriedenheit dictirte den Brief, womit er Maximilians Schreiben aufs höflichſte beantwortete und die Bulle, womit er ihm den angenommenen Kaiſertitel beſtätigte und für ſo gültig erklärte, als ob er ihm die Kaiſerkrone mit eigner Hand aufgeſetzt hätte v).

Zu der andern feyerlichen Handlung, die Maximilian zu Trient vornahm, bewog ihn ſein Unwille wider die Venezianer, deren Doge und Senat er in die Reichsacht erklärte, obgleich Venedig als ein unabhängiger Staat anzuſehen war. Hierauf ſuchte er ſelbſt mit funfzehnhundert Mann Cavallerie und viertauſend Infanterie nach Vicenza zu dringen. Allein dieſes Unternehmen, ſo wie alle übrige Verſuche, die er durch ſeine Befehlshaber machen ließ, ſich Venezianiſcher Poſten zu bemächtigen, waren vergeblich. Im

v) Guicciard. l. c. p. 778-779. Maximilians beide Schreiben ap. Datt l. c.

Im Verdruß hierüber verließ er plötzlich ſeine Truppen und begab ſich nach Ulm, in der Idee, den Schwäbiſchen Bund zur Theilnehmung an dem Kriege wider Venedig zu bewegen. Allein in ſeiner Abweſenheit erhielten die Venezianer über ſeine zu ſehr geſchmolznen und unter zu verſchiednen Anführern ſtehenden Truppen einen Vortheil nach dem andern. Der Venezianiſche General, Bartholomeo Alviano, der ſich durch die Geſchwindigkeit ſeiner Entſchlieſſungen und Expedition einen Namen gemacht, übrigens in ſeinem Charakter viel von einem Fanfaron hatte, ſchloß ein deutſches Corps im Thal von Cadoro ein, das mehr aus Verlangen rühmlich zu ſterben, als aus Hoffnung zu entkommen, ſich durchzuſchlagen verſuchte. Einige tauſend blieben auf dem Platze, die übrigen wurden gefangen. Alviani eroberte darauf die beiden Landſchaften Friaul und Iſtrien. Die Häfen am Adriatiſchen Meere, Trieſte, Portenau, und Fiume, die zur Handlung und Schiffahrt bequem ſind und deren Einwohner manchmal wagten, das Adriatiſche Meer zu beſchiffen, ohne den Venezianern Zölle zu bezahlen, zerſtörte er. Trient war ſchon in Gefahr, in des Feindes Gewalt zu gerathen. Die Venezianer würden noch größere Vortheile erlangt haben, wenn ihr Alliirter Ludwig XII ihnen ſolche gegönnet hätte. Dieſem war aber der Anwachs der Venezianer, als der Nachbarn ſeines Herzogthums Mailand, nicht gelegen, und er gab daher ſeinem General Triulzi, der den Venezianern die franzöſiſchen Hülfstruppen zuführte, eine Inſtruction, die darauf abzielte, den Venezianern zwar das ihrige vertheidigen, aber nicht neue Provinzen erobern zu helfen. Die deutſchen Reichsvölker, die bis dahin noch ausgehalten, giengen jetzt alle nach Hauſe, weil die ſechs Monate, die ſie dienen ſollten,

ver-

verfloſſen waren. Für Maximilian war nichts anders übrig, als dieſem unrühmlichen Kriege durch Unterhandlungen, ſo gut er konnte, ein Ende zu machen. Er ließ ihnen einen dreymonatlichen Stillſtand anbieten; ſie verachteten den Vorſchlag. Endlich wurde doch am 20ſten April 1508 ein Stillſtand auf drey Jahre geſchloſſen, während deſſen beide Theile im Beſitz der eroberten Länder bleiben ſollten, mit dem gefährlichen Rechte, Feſtungen in denſelben anzulegen. Obgleich dieſe Bedingung reciproc war, ſo kam ſie doch den Venezianern allein zu ſtatten. Frankreich, das an den Unterhandlungen mit Theil genommen hatte, wollte Karln von Egmond mit einſchließen. Da Maximilian ſich zu entſchieden dagegen erklärte, ſo ſchloſſen die Venezianer allein mit ihm, und es wurde Frankreich frey gelaſſen, ſeinen Beytritt binnen drey Monaten zu erklären. Dieſes nahm Ludwig XII ſehr übel, und die vermeinte Undankbarkeit der Venezianer war ein Hauptbewegungsgrund, der ihn verleitete der großen Allianz wider Venedig, von der wir bald reden werden, ſeinem Intereſſe zuwider, beyzutreten w).

Wir müſſen noch einiger deutſchen Angelegenheiten erwähnen, die auf dem Reichstage zu Coſtnitz verhandelt wurden. Das Kammergericht wurde von neuem, aber dem Verlangen der Stände gemäß nur auf ſechs Jahre errichtet, da ihm hingegen Maximilian gern durch einen Reichstagsſchluß die Ewigkeit verſchafft hätte. Zum Kammerrichter ſchlug er einen der beiden Biſchöffe Wigiläus von Paſſau,

w) Guicciardini l. c. p. 800 - 807. Fugger l. c. p. 1247 ſq. Daniel Vol. VIII. p. 463 ſq. Datt de P. P. p. 572.

Paſſau, und Rupert den II von Regensburg vor. Allein die Stände wandten ein, daß es unſchicklich ſeyn würde, einem Geiſtlichen ein Richteramt zu geben, bey dem peinliche Fälle ſo oft vorkämen, die nach dem päbſtlichen Rechte für keinen Geiſtlichen gehören. Wegen der Unterhaltung des Kammergerichts, wegen der Präſentation der Beyſitzer, wegen Vollziehung der ergangnen Urtheile und was ſonſt zur beſſern Einrichtung eines ſolchen Tribunals gehöret, wurde das Nöthige beſchloſſen x).

Auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahre 1500 war eine weitläuftige Kleiderordnung gemacht worden. Maximilian trug zu Coſtnitz auf ihre Erneuerung und beſonders darauf an, daß Gold und Seide ſchärfer ſollte verboten werden, welche beiden Waaren, nach ſeiner Verſicherung, damals von allen Menſchen, adelichen und unadelichen in ſolchem Ueberfluß getragen wurden, daß dadurch, nach ſeinem Urtheil, unüberſchwengliches Geld aus Deutſchland nach Italien gienge y).

Da dergleichen Verordnungen weiter nicht lehrreich noch unterhaltend ſind, als in ſoweit man die Art des Luxus und der Sitten, die in verſchiednen Zeiten geherrſcht haben, erkennen kann, und da wir in dieſer Abſicht ſchon hinlängliche Proben aus den Verhandlungen des Freyburger Reichstages angeführt haben z), ſo würde es unnöthige Weitläuftigkeit ſeyn, bey ähnlichen Verordnungen, die von Zeit zu Zeit auf den Reichstagen vorgeſchlagen oder gemacht wurden, zu verweilen.

End-

x) Müller Reichstagsſtaat p. 654 ꝛc.

y) Müller l. c. p. 673 ſq.

z) Im erſten Theil p. 194.

Endlich iſt noch anzuführen, daß Maximilian bey den Ständen darauf antrug, daß ſie einen Ausſchuß zur Verwaltung der Reichsgeſchäfte, während ſeines Römerzuges ernennen ſollten; daß ſie aber dieſes ablehnten und von ihm verlangten, daß er jemanden dieſe Verwaltung auftragen möchte. Maximilian ernannte hierauf den Churfürſten Friederich von Sachſen zu ſeinem und des heiligen Reichs Statthalter-General, dem er den Churfürſten von Trier, und einige andre aus den geiſtlichen und weltlichen Ständen, als Räthe und Mithandler zuordnete. Auf des Churfürſten Erinnerung gab ihm Maximilian zwey ſchriftliche Erklärungen, daß dieſe Reichsſtatthalterſchaft dem Vicariat des Churfürſten nicht nachtheilig ſeyn ſollte. Der Churfürſt von der Pfalz proteſtirte wider dieſe Ernennung des Churfürſten von Sachſen zum Reichsſtatthalter, allein ohne Erfolg, weil er damals von der Reichsacht, die im Bayriſchen Succeſſionskriege wider ihn ergieng, noch nicht befreyt war [a]).

a) Müller l. c. p. 712 ꝛc.

Zehntes

Zehntes Kapitel.

Begebenheiten von 1508 — 1516.

Inhalt.

Berühmtes Bündniß zu Cambray wider die Republik Venedig — Die Haupttriebfeder davon Pabſt Julius der II — Damaliger Zuſtand dieſer Republik — Ihr anfänglicher plötzlicher Verluſt und ihr Benehmen dabey — Pabſt Julius iſt der erſte, der von dem Bündniſſe abtritt — Reichstag zu Augsburg — Rede des franzöſiſchen Geſandten Heliano, wider die Venezianer — Die Venezianer werden in die Reichsacht erklärt — Ludwig XII beleidigt die Schweizer, die nun ſeinen Feinden dienen — Er beleidigt den Pabſt, der die Cenſur gegen ihn ergehen läßt — Benehmen des Königs und der franzöſiſchen Geiſtlichkeit dabey — Maximilian und Ludwig wollen ein allgemeines Concilium berufen — Der Pabſt geht zu Felde und commandirt ſelbſt — Jene beide Monarchen und einige mißvergnügte Cardinäle berufen das Concilium zu Piſa — Dieſem ſetzt Julius das Lateraniſche Concilium entgegen — Die Könige von Spanien und England nehmen die Partey des Pabſtes — Große Niederlage der päbſtlichen Alliirten bey Ravenna — Der General der ſiegenden franzöſiſchen Armee, Gaſton de Foix, bleibt ſelbſt — Antheil der Deutſchen, die damals den Kern der franzöſiſchen Infanterie ausmachten, an dieſem Siege — Standhaftigkeit des Pabſtes — Unſchlüſſigkeit Ludwigs XII — Die Schweizer ſetzen den Maximilian Sforza in den Beſitz von Mailand — Kaiſer Maximilian ſöhnet ſich mit dem Pabſte aus — Die Venezianer hingegen alliiren ſich nun mit Frankreich — Leo X Nachfolger von Julius II — Ludwig XII ſöhnt ſich mit ihm aus — und ſtirbt — Ludwigs Nachfolger Franz I gewinnt die Schlacht bey Marignano — Tractat zu Noyon — Ende aller der durch das Bündniß von Cambray veranlaßten Händel.

Der

Der Reiz der Neuheit äußert ſeine anziehende Kraft nicht blos in den Vergnügungen der Menſchen. Auch in ernſthaften Geſchäften pflegt eine neue Methode, eine neu erfundene Verfahrungsweiſe, als vorzüglich zweckmäßig, bey jedem Anlaß angewandt zu werden. Neue Arzeneyen werden gewöhnlich als untrügliche Univerſalmittel empfohlen und geſucht. Ein neues kriegeriſches Manöuvre, dadurch ein Feldherr einen glänzenden Sieg erſicht, wird von allen Truppen nachgeahmt. Kaum wird es bekannt, daß ein Kaufmann, eine Stadt, ein Land ſich durch eine neuentdeckte Handlungsquelle bereichern; ſo ſind alle Speculationen der ganzen handelnden Welt auf dieſe neue Quelle gerichtet. Zu Maximilians Zeiten war die Kunſt durch Negociationen und Tractaten zu ſeinem Zwecke zu gelangen, Streitigkeiten zu verhüten oder zu ſchlichten und ſeine Gegner oder Rivale zu täuſchen, eine ziemlich neue Erfindung und es iſt unbeſchreiblich, wie ſehr ſie gemißbraucht wurde. Negociationen wurden in ſolcher Menge und in ſo widerſprechenden Abſichten angefangen und fortgeführt, daß es ſchwer war zu errathen, was für einen vernünftigen Zweck die Negociirenden dabey haben konnten. Tractaten wurden ſo ſchnell hinter einander geſchloſſen und gebrochen, daß es unbegreiflich ſchien, wie ſie noch den geringſten Glauben finden konnten. Insbeſondere hatten Maximilian und Ludwig XII von der Fruchtloſigkeit ſo gehäufter, ſo leicht abgeänderter Tractaten, ſo viel Erfahrungen gemacht, daß man hätte erwarten ſollen, beide Monarchen würden endlich mehr Vorſicht, mehr Behutſamkeit, mehr Ernſt bey ihren Unterhandlungen und bey Schließung ihrer Verbindungen gebraucht haben. Beide hatten im Grunde ſo viel Rechtſchaffenheit des Herzens, daß ſie einen

Machia-

Macchiavell würden verabſcheuet haben, der ihnen die Maxime empfohlen hätte, ſo lange ſie noch nicht willens wären zuzuſchlagen, die feyerlichſten Verſprechungen zu geben, mit dem feſten Vorſatze, keine derſelben zu halten, ſobald ſich die Gelegenheit, ſie mit Vortheil zu brechen, darbieten würde. Und doch handelten beide, als ob dieß ihre Lieblingsmaxime geweſen wäre.

Als wir oben des dreyfachen Tractats erwähnten, der 1504 zu Blois zwiſchen Maximilian und ſeinem Sohne Philip einer Seits und Ludwig XII andrer Seits geſchloſſen wurde, führten wir den Inhalt zweyer dieſer Tractaten an, und verſprachen den Inhalt des dritten gelegentlich nachzuholen. Er war wider Venedig gerichtet und Pabſt Julius II trat ihm bey. Der Pabſt war aufgebracht gegen ſie, weil ſie verſchiedne Plätze im Kirchenſtaat, die ſie ſich erworben, nicht heraus geben wollten; der König von Frankreich, weil ſie bey verſchiednen Gelegenheiten ihr eignes Intereſſe dem ſeinigen vorgezogen hatten, und der Kaiſer, weil ſie Frankreich behülflich geweſen, Mailand zu erobern. Der Pabſt that den Vorſchlag zu dieſem Tractate, Ludwig und Maximilian ließen ſich willig dazu finden. Der Tractat wurde zu Blois geſchloſſen und äußerſt geheim gehalten, aber er wurde nicht ratificiret, vielleicht weil einige Monate nachher die Contrahenten ihre Rechnung nicht mehr dabey fanden. Wir haben geſehen, daß gleich nachher Ludwig XII einen Hauptartikel des Vergleichs von Blois dadurch brach, daß er Madame Claude de France, die dem jungen Karl, Maximilians Enkel, ſo feyerlich verſprochen war, mit dem Grafen von Angouleſme vermählte.

Ludwig XII wollte den Churfürſten von der Pfalz im Bayriſchen Succeſſionskriege unterſtützen; er war es, der Karln von Egmond in Stand ſetzte, ſo oft ſeine Unternehmungen in Geldern zu erneuern. Im Jahre 1507 ſandte er den Venezianern, als ihr Alliirter, Hülfsvölker wider Maximilian, aber im Jahre 1508 ſchloß er zum zweytenmale mit Maximilian, mit Pabſt Julius II, und mit Ferdinand von Spanien ein Angriffsbündniß wider Venedig. Dieß iſt die berühmte Ligue von Cambray, die einen Krieg veranlaßte, der in Anſehung der kriegeriſchen Geſchicklichkeit der Anführer, die ſich darin hervorthaten, und der wichtigen und ungewöhnlichen Auftritte, die darin vorfielen, einer der intereſſanteſten in dieſem Zeitraume war, von dem wir aber hier, außer den Umſtänden, die zur Einſicht des Zuſammenhanges nöthig ſind, blos dasjenige anführen wollen, was den Antheil anbetrifft, den Maximilian und die Deutſchen an dieſen großen Begebenheiten nahmen.

Ein heutiger Europäer, deſſen Geſchichtskenntniß nicht über die beiden letzten Jahrhunderte hinaufſteigt, muß ſich wundern, wenn er lieſt, daß ein König von Frankreich, ein König von Spanien, ein Kaiſer und ein Pabſt, ſich vereinigten, Venedig zu bezwingen, einen Staat, der heut zu Tage ſchwerlich ſeine Unabhängigkeit mit eignen Kräften gegen nur einen dieſer Mächte, den Pabſt ausgenommen, würde vertheidigen können. Allein Venedig behauptete in dieſer Periode einen vorzüglichen Platz unter den Mächten vom erſten Range; zwiſchen dieſer Republik und ihren Feinden war ohngefähr das nämliche Verhältniß der Kräfte, wie zwiſchen England und den vier Staaten, gegen die es in unſern

Tagen

Tagen einen ſo rühmlichen Kampf gefochten hat. Venedig war von allen europäiſchen Staaten dieſer Zeit der reichſte, und es war die erſte Seemacht. Sie beſaß alles was ſie heut zu Tage beſitzt und auſſerdem zwey Inſeln, die durch ihre Bevölkerung und durch ihre Wichtigkeit in der Handlung des Titels von Königreichen, den ſie führten, nicht unwürdig waren, Candia und Cypern. Ihr gehörten die fünf beſten Häfen im Königreich Neapel am Adriatiſchen Meerbuſen; alle Seeplätze in Romagna waren ihr unterwürfig; die Herrſchaft im Adriatiſchen Meere wurde von ihr mit eben ſo viel Eiferſucht über jede Macht, die ſie ihr ſtreitig machen konnte, als mit glücklichem Erfolge ausgeübt. Auf dem feſten Lande rechnete ſie, außer ihrem heutigen Gebiete, auch noch das Cremoneſiſche und ein Stück von Mailand zu ihren Provinzen [a]).

Vermittelſt zahlreicher und gut ausgerüſteter Flotten, erhielten die Venezianer die Verbindung zwiſchen dieſen ihren zerſtreuten Ländern. Eine Seemacht kann ihre abgelegenſten, durch Meere getrennten Beſitzungen vermittelſt ihrer Flotten, ſo zu ſagen, in zuſammenhängendes feſtes Land verwandeln. Der ausgebreiteſte Handel, den in jenem Jahrhunderte eine Nation in Europa führte, hatte ſeinen Sitz in Venedig. Zwar der oſtindiſche Handel, den ſie bis dahin über Alexandria geführet hatten, fieng an ſich nach Liſſabon zu ziehen, ſeitdem

a) Guicciardini lib. VIII. ſq. du Bos Hiſtoire de la Ligue de Cambray à Paris 1728. Pet. Bembi Hiſtoriae Venetae libri XII. Argent. 1611. Fugger Spiegel der Ehren. Hiſtoria Herrn Georgs und Caſpars von Frundsberg.

die Portugieſen den Weg um das Cap entdeckt hatten. Allein der Verluſt, der dadurch den Venezianern bevorſtand, wurde von ihnen in den erſten Jahren nach dieſer Entdeckung noch nicht ſo wohl empfunden, als vorhergeſehen. Durch ein vierhundertjähriges Monopolium dieſes wichtigen Handlungszweiges hatten ſie zu viel Reichthümer geſammelt, um es gleich zu fühlen, daß er für ſie zu verdorren anfieng b). Einen weſentlichen Vortheil hatte Venedig bey dem Ausbruch dieſes Krieges vor dem

b) Kluge Venezianer und der weiſe Senat hatten ſchon auf die erſte Nachricht von der den Portugieſen gelungnen Schiffahrt nach Oſtindien ein inniges Vorgefühl von dem tiefen Verfall, der als eine nothwendige Folge dieſer Begebenheit ihrem Handel und mithin ihrem Staate bevorſtand. Man ſehe die ſchöne Erzählung beym Bembus, Hiſtor. Venet. lib. VI. p. 211. (Edit. Argent. 1611.) von den Eindrücken, die der erſte Bericht des Venezianiſchen Geſandten am Portugieſiſchen Hofe von dieſer Entdeckung auf den verſammelten Rath machte, deſſen Kummer über die für die Republik daraus entſpringende Uebel, die er nur in der Zukunft vorher ſah, faſt eben ſo groß war, als über die mancherley Anfechtungen, die der Staat damals von verſchiednen ſeiner Nachbarn, insbeſondre von den Türken wirklich litt. Doch dieſen gerechten patriotiſchen Schmerz milderten ſie nach Bembus Verſicherung durch die Betrachtung, wie ſchön es ſey, daß Europa mit neuentdeckten Welten und die entlegenſten Völker mit einander in Verbindung geriethen. Eine ſolche Betrachtung, bey einer ſolchen Veranlaſſung, von denen gemacht, die am meiſten dabey verloren, voraus geſetzt, daß ſie wirklich gemacht wurde, bewies, daß der Venezianiſche Senat nicht ganz vom Kaufmannsgeiſte beſeelt wurde; daß er einer erhabenern Denkungsart fähig war, als man ſonſt Handlungsſtaaten zuzutrauen pflegt.

dem heutigen Karthago, mit dem wir er es oben verglichen, voraus; es hatte keine Schulden. Von allen Truppen in Europa wurden ſeine am beſten und regelmäßigſten bezahlt, und hatten daher den meiſten Zulauf. Die Pracht der Particuliers zu Venedig erregte den Neid aller übrigen Nationen. Ihre Feinde machten es ihnen zum Verbrechen, daß die Tafeln Venezianiſcher Bürger von Silberſervicen glänzten — eine vor Entdeckung der Amerikaniſchen Bergwerke ſeltne Art von Luxe — wenn die Fürſten mancher Länder ihre Herrlichkeit kaum mit ein Paar ſilbernen Bechern beweiſen konnten [c]).

In dieſer glücklichen Lage ſchien Venedig nichts von ſeinen Nachbarn zu fürchten zu haben. Einzeln war keiner im Stande ihr zu ſchaden, und es war unwahrſcheinlich, daß ſie ſich jemals wider die Republik vereinigen würden. Das Intereſſe jener vier Mächte war ſo ſtreitig mit einander, daß unter ihnen alle Tage eher Krieg, als Eintracht zum Nachtheil eines dritten zu erwarten war. Dem Intereſſe des Pabſtes ſchien es ganz entgegen, dem Kaiſer zur Unterdrückung Venedigs behülflich zu ſeyn. Die Vergrößerung der Kaiſerlichen Macht in Italien hielten die Politiker dieſes Landes für ſo unverträglich mit dem päbſtlichen Intereſſe, daß ſie behaupteten, der Pabſt habe ſich davor mehr zu fürchten, als vor den Türken. Alle Vorgänger Julius II hatten ſich unendlich viel Mühe gegeben, den Kaiſer jenſeits der Alpen zu halten, und Julius ſchien ihm die Hand zu bieten, um ihm den Eingang in Italien zu erleichtern. — Ferdinand der Katholiſche war, als König von Neapel und Sicilien,

c) Heliani Oratio ap. Freher. T. II. p. 522.

lien, ſchon ein zu mächtiger Nachbar für die Päbſte, als daß man erwarten konnte, der Pabſt ſelbſt würde ihm zu neuen Eroberungen verhelfen. — Noch weniger konnte man einen Pabſt fähig halten, der Macht Frankreichs, das ſchon Mailand und Genua beherrſchte, neuen Zuwachs in Italien zu verſchaffen; am wenigſten ſchien Julius II dazu aufgelegt, deſſen Lieblingsproject war, die Barbaren, mit welchem Titel er die Franzoſen eben ſo gut, als die Deutſchen, beehrte, aus Italien zu vertreiben, und der den König von Frankreich und deſſen erſten Miniſter, den Cardinal von Amboiſe, haßte, weil dieſer ſein Mitbewerber um die päbſtliche Krone geweſen war, und man von ihm glaubte, daß er noch mit den Gedanken umgienge, ſie von Julius Haupte auf ſein eignes zu bringen. — Ludwig XII hatte zwar einige Urſachen mit den Venezianern unzufrieden zu ſeyn. Sie hatten 1505 den Vergleich mit Maximilian einſeitig geſchloſſen, ohne Ludwigs, ihres Alliirten, Beytritt abzuwarten; allein ihre Allianz war ihm doch nützlich geweſen, und konnte ihm wichtig werden, ſobald er in den Fall kam, ſeine Italieniſchen Beſitzungen gegen den vereinigten Angriff des Kaiſers und des Pabſtes vertheidigen zu müſſen. Am wenigſten ſchien es ſeinem Vortheile gemäß, Maximilians Eroberungsabſichten in Italien zu befördern, da alles, was er erwarb, ſeinem Enkel, dem nachmaligen Kaiſer Karl V, zufallen mußte, von dem ſchon mit Gewißheit vorher zu ſehen war, welch ein übermächtiger, gefährlicher Nachbar er einſt für Frankreich ſeyn würde. — Maximilian war der einzige, der durch die Ligue viel gewinnen konnte, ohne viel aufs Spiel zu ſetzen. Er konnte ſich, wenn Venedig wirklich getheilt wurde, Beſitzungen in Italien erwerben, wo er noch nichts beſaß und wo ihm,

ihm, als Kaiſer, ein Fußbreit Landes weit wichtiger war, als ganze Provinzen in andern Ländern. Dazu kamen der nachtheilige Vergleich, den er im Jahre 1508 mit den Venezianern hatte ſchließen müſſen, und die vielen zum Theil perſönlichen Beleidigungen, die er von ihnen erlitten hatte; ſatyriſche Gemählde, theatraliſche Vorſtellungen, und Lieder, womit ſich die übermüthigen Republikaner auf ſeine Koſten luſtig machten. Dieſe drey Souveraine ſtanden in ſchlechtem Vernehmen mit einander. Maximilian und Ferdinand waren wegen der Vormundſchaft über den jungen Erzherzog Karl ſo zerfallen, daß keine Vereinigung unter ihnen möglich ſchien. Ludwig XII konnte es Ferdinanden nicht vergeſſen, daß dieſer durch ſeine Argliſt ihn um ſein Antheil an Neapel gebracht hatte.

Die Venezianer, die ſich bey dieſer Lage, bey dieſen Geſinnungen dieſer Mächte ſicher glaubten, argwöhnten noch nichts, als die Ligue zu Cambray unterzeichnet wurde. Ohne zu unterſuchen, ob Maximilian oder Julius die erſte Idee dazu hatte [d]), iſt es gewiß, daß der letzte ſie am meiſten betrieb. Die Standhaftigkeit und der Eifer, womit er ſeinen Plan verfolgte, die verlornen Domainen wieder zum Kirchenſtaat zu bringen, bewogen ihn dazu. Er hatte Bologna und alles wieder erobert bis auf Ravenna, Rimini, Faenza und die übrigen Oerter in Romagna, die die Venezianer beſaßen, und die er vergeblich geſucht hatte durch Unterhandlungen von ihnen zurück zu bekommen. Das ungeſtüme Feuer ſeines Charakters war durch ſein ſechszigjähriges Alter noch nicht gemildert. Der Zorn, eine Leidenſchaft,

d) Fugger VI. 13. p. 1249. du Bos Vol. I. p. 36 ſq.

ſchaft, die bey ihm mit den Jahren eher zu, als abnahm, über die Hartnäckigkeit der Venezianer trieb ihn plötzlich eine Partie zu nehmen, über deren Nützlichkeit oder Schädlichkeit kältere Köpfe Jahre lang unſchlüſſig würden geblieben ſeyn. Er waffnete die drey Monarchen wider Venedig, ohne der Gefahr zu achten, die für ihn, und für ſein Italien daraus entſpringen konnte, aber er war äußerſt heftig und wählte immer die ſtärkſten Mittel zu ſeinen Zwecken. Die Venezianer hatten es außerdem bey verſchiednen Gelegenheiten an Gefälligkeit gegen Seine Heiligkeit ermangeln laſſen. Sie hatten das Bisthum von Vicenza, das der heilige Vater ſeinem Vetter conferiren wollte, einem Venezianer gegeben, der ſich auch, ohnerachtet des Verbots vom Römiſchen Hofe, in Beſitz ſetzte, und ſo trotzig war, ſich Biſchof durch die Gnade des Senats zu nennen.

1508. 10. Dec. Die Ligue, die ingeheim negociirt war, wurde im Jahre 1508 am 10 December zu Cambray unterzeichnet. Sie war des Inhalts: Frankreich und Spanien ſollten noch vor dem April des folgenden Jahres die Republik angreifen. Damit ſie einen Vorwand dazu hätten, ſollte der Pabſt vor dem 1ten April eine Cenſur und ein Interdict gegen den Staat und die Unterthanen von Venedig und gegen ihre Helfer ergehen laſſen, und die drey weltlichen Souveraine aufrufen, ihm zur Züchtigung dieſer Republikaner mit ihrem weltlichen Arme beyzuſtehen. Der Kaiſer hatte erſt neulich einen dreyjährigen Waffenſtillſtand mit den Venezianern geſchloſſen, den er, wie die Concipienten des Tractats offenherzig geſtanden, ohne irgend einen Anlaß, nicht gut mit Ehren brechen konnte; der Pabſt ſollte daher ihn insbeſondre, als Schutzherrn der Kirche, auffodern, mit

ſeiner

ſeiner ganzen Macht gegen die Venezianer loszubrechen, und mit dieſem päbſtlichen Befehle ſollte der Kaiſer ſein Verfahren gegen die Republik coloriren. Keiner der Bundesgenoſſen ſollte, ohne ausdrückliche Einwilligung der übrigen, einen beſondern Frieden mit den Venezianern ſchlieſſen. Der Antheil wurde beſtimt, den jeder an den Eroberungen, die ſie zu machen dachten, bekommen ſollte. [e]) Aber jeder der vier Bundesgenoſſen hatte ſeine beſondern Zwecke oder Beweggründe, dieſe ſonderbare Allianz einzugehn, und ein damaliger Politiker hätte vorherſagen können, daß ſie zerfallen würde, ſobald jedes der vier Mitglieder ſeinen Zweck erreicht oder ſeine Leidenſchaften würde befriedigt haben. Ludwig XII wurde wohl durch ſeinen Miniſter, den Cardinal von Amboiſe, zum Beytritt zu dieſem Bunde bewogen: der Cardinal haßte die Venezianer, weil ſie ihn an der Gelangung zur Pabſtwürde verhindert hatten. Ferdinand wollte ſie nur nöthigen, die Neapolitaniſchen Häfen zu räumen. Der Pabſt gab ſelbſt nach der Schlieſſung des Tractats durch ſeine Zögerung der Ratification, und durch mündliche Aeuſſerungen gegen die Venezianiſchen Geſandten deutlich zu erkennen, wie geneigt er zu einem freundſchaftlichen Vernehmen mit der Republik war, ſobald ſie ihm nur die Plätze im Kirchenſtaat, die ſie beſaß, abtreten wollte. Zu ſpät entſchloß ſich der Senat, ihm dieſes Opfer zu bringen. Der Krieg gieng an, die Venezianer ſetzten ihren Feinden eine Kriegsmacht von vierzigtauſend Mann Fußvolk, von ohngefähr zwölf bis funfzehntauſend ſchwer bewafneter Reuter, und von einer ſehr zahlreichen Cavallerie entgegen; eine fürchterliche Macht, wenn man

e) Dumont T. IV. P. I. p. 113. ſq.

man bedenkt, wie ſchwer es noch in dieſen Zeiten Staaten vom erſten Range fiel, Armeen von zwanzigtauſend Mann aufzubringen und gehörig zu beſolden, ſo daß ſie ſich nicht noch vor der Hälfte des Feldzuges zerſtreuten. Die leichte Cavallerie beſtand aus Albaneſern, aus Macedoniern und andern Griechen. Man nannte ſie Stradioten; ſie thaten Dienſte wie die heutigen Huſaren. Allein Ludwig der XII, der am erſten im Felde war, ſchlug ihre Hauptarmee 1509 den 14ten May bey Agnadel dergeſtalt, daß Bergamo, Breſcia, Cremona und alle Feſtungen, worauf die Venezianer ſo viel gerechnet hatten, ſich ihm ergaben, und er in vierzehn Tagen mehr eroberte, als er vermöge des Tractats von Cambray bekommen ſollte. Nun erſt erſchien die päbſtliche Excommunicationsbulle, die aber keine andre Wirkung that, als daß einige Mönche den Staat verlieſſen; die übrigen Welt- und Ordensgeiſtlichen blieben dem Senat gehorſam. Venedig iſt der einzige katholiſche Staat, wo die Geiſtlichkeit ſelbſt in den mittlern Zeiten, bey entſtehender Colliſion, lieber ihrer Landesobrigkeit als dem Pabſt hat anhängen wollen. Der Senat appellirte diesmal an ein zu haltendes Concilium.

Der Pabſt agirte aber auch zugleich mit ſeiner weltlichen Macht. Dreyzehntauſend Mann, die er ins Feld ſtellte, und die Anfangs nicht weit kamen, nahmen, nach der Schlacht bey Agnadel, ganz Romagna bis auf Ravenna ohne viel Mühe in Beſitz. Auch der Herzog von Ferrara und der Markgraf von Montferrat, die ſich zu der großen Allianz geſellten, machten kleine Eroberungen.

Maximilians Truppen, funfzehntauſend Mann, die er zum Theil mit vorgeſchoßnem Gelde vom Pabſt,

von Spanien und von Frankreich hatte werben laſſen, rückten in Friaul ein; alle feſte Plätze öfneten ihm die Thore auf Befehl des Senats. Bald bekam auch der Commendant zu Ravenna Befehl, die Stadt dem Pabſte zu übergeben. Auf ähnlichen Befehl wurden die fünf Neapolitaniſchen Häfen von ihren Commendanten den Spaniſchen Truppen überliefert. Der Senat ſchien alles auſſerhalb den Lagunen aufzugeben. Ob dieſe Befehle, ob das ganze Benehmen des Senats in dieſen kritiſchen Umſtänden Kleinmuth oder Klugheit war, iſt problematiſch. Die Weisheit der Venezianiſchen Regierung iſt überhaupt ein Gegenſtand, über den politiſche Schriftſteller pro und contra geſchrieben haben. Die Venezianer ſelbſt und ihre Bewundrer wollen nicht zugeben, daß Furcht und Schrecken das geringſte über die kalte ruhige Politik ihres Senats vermocht hätte. Ihnen zufolge war es die rafinirteſte Klugheit, daß ſeine Truppen alle Oerter auf dem feſten Lande räumen mußten, und die Einwohner ihrer Treue entlaſſen wurden. Der Senat, meynen ſeine Vertheidiger, habe darauf gerechnet, je eher ſie ihren Feinden alles Preiß gäben, deſto eher würden dieſe ſich entzweyen und ihnen deſto eher Gelegenheit zu einer Ausöhnung mit dem einen oder dem andern geben, und mit des Ausgeſöhnten Hülfe hätten ſie ſich verſprochen, alles Verlohrne wieder zu erobern. [f]) Andre urtheilen, daß dieſes vermeinte Rafinement bloß Verzagtheit war. [g]) Zugleich

f) du Bos l. c. p. 129.

g) Macchiavelli Diſcorſi lib. III, c. 31. Die Bürger eines demokratiſchen und die eines ariſtokratiſchen Staates haben gewöhnlich viel Abneigung gegen einander. Der Demokrat, eitel auf ſein bischen Antheil

gleich ordnete der Senat Geſandte mit Friedensvorſchlägen ab an den Pabſt, an König Ferdinand und

theil an der geſetzgebenden Gewalt, findet ein Vergnügen daran, dem ſtolzen Ariſtokraten, dem heriſchen Patricier al pari zu begegnen, und auf die guten Leute, die das ariſtokratiſche Joch geduldig tragen, mit Verachtung herabzuſehen. Der Ariſtokrat wird durch jene Anmaßungen eines Mannes, der in ſeinen Augen weiter nichts, wie ein ehrlicher Bürger, ein Kaufmann, vielleicht gar ein Handwerksmann iſt, beleidigt, und die Unterthanen eines ariſtokratiſchen Staates können es einem ſolchen Manne auch nicht vergeben, daß er ſich mit ihren geſtrengen Gebietern, zu denen ſie mit Furcht und Zittern hinaufzuſehn von Jugend an gewöhnt ſind, in eine Claſſe ſetzen will. Dieſe gegenſeitige Abneigung herrſchte ehmals unter den Bürgern der verſchiedenen demokratiſchen und ariſtokratiſchen Republiken in Griechenland; ſie herrſcht noch heut zu Tage unter den verſchiedenen ſchweizeriſchen Cantons, die von der einen oder andern Verfaſſung ſind. Vorzüglich aber war ſie einſt unter den Venezianern und Florentinern, als dieſe letztern noch eine völlige Volksregierung hatten, ſehr merklich. Männer, wie Macchiavelli und Guicciardini, konnten ſich von dergleichen Vorurtheilen nicht losmachen. Als ächte florentiniſche Patrioten ſprechen ſie faſt beſtändig mit Verachtung von den Einrichtungen und Entſchlieſſungen der Venezianer, die von andern als Meiſterſtücke der Klugheit bewundert werden. Man kann ſich eine kleine angenehme Beſchäftigung damit machen, die Urtheile dieſer beiden Männer mit denen des Du Bos zu vergleichen. In den Augen des letztern iſt jeder Schritt des Senats lauter Weisheit. Zu unterſuchen, ob ſeine Urtheile, oder die der beiden Florentiner am meiſten gegründet ſind, möchte ſchwerlich der Mühe werth ſeyn. Die große Parteylichkeit der beiden letztern iſt gar zu offenbar, und Du Bos hat nicht bedacht, daß das Nil admirari hauptſächlich bey der Klugheit und Weis-

und an den Kaiſer. Antonio Juſtiniani, der an den Kaiſer geſchickt wurde, bekam ſeine Audienz bey dieſem Monarchen im Lager bey Baſſano, und ſoll hier eine Rede an ihn gehalten haben, über deren Aechtheit viel Streitens unter den Gelehrten geweſen iſt. Iſt ſie ächt, ſo beweiſt ſie offenbar, daß die Venezianer alle Hofnung verloren hatten, und ſie liefert dem deutſchen Reiche ſowohl als dem Hauſe Oeſterreich wichtige Rechtstitel für ihre Anſprüche an Venedig. Allein die Venezianer behaupten, ſie ſey untergeſchoben, ſie ſey von Guicciardini fabricirt worden [h]). Die Rede mag gehalten ſeyn oder nicht, die Geſandten des Senats richteten nichts aus. Auch der Pabſt war unbeweglich. Der Senat, dem alles daran gelegen war, nur erſt Seine Heiligkeit zu beſänftigen, ließ ſich nicht abſchrecken. Der Doge mußte den ſubmiſſeſten Brief an ihn ſchreiben, und ihn um Erlaubniß bitten, daß die Republik ſechs Ambaſſadeure an ihn ſenden dürfte, ihn um Abſolution zu bitten, ihm die Füße zu küſſen, und ihm alle Genugthuung zu geben. Julius hatte indeſſen ſeinen eigentlichen Zweck erreicht, und ſein Stolz war befriedigt. Er konnte wieder kalt nachdenken über die gefährlichen Folgen der Ligue. Er antwortete dem Doge, wie ein erweichter Vater dem reuevollen, flehenden Sohn. Er that mehr; er gab den ſechs Geſandten der Republik Gehör, ſo ſehr auch die Geſandten der liguirten Vorſtellungen dagegen thaten.

Vene-

Weisheit, womit Staatshändel geführt werden, ſeine Anwendung findet. Conferantur (damit man nicht glaube, dieß ſey mein eigner Ausſpruch) die Worte des großen Oxenſtirns, womit er ſeinen Sohn zur Betretung der politiſchen Laufbahn aufgemuntert haben ſoll.

h) du Bos l. c. p. 131. ſq.

Venedig erholte ſich, als es am tiefſten geſunken war. Weder Ludwig XII noch Maximilian verfolgten ihren anfänglich ſo glänzenden Succeß, was auch die Urſache ihrer Unthätigkeit, der ſie ſich bald überließen, mag geweſen ſeyn. Allerley Plane wider Venedig wurden zwar vorgeſchlagen, allerley Anſtalten vorgekehrt; aber nichts wurde ausgeführt. Maximilian that den Vorſchlag, Venedig ſelbſt anzugreifen. Allein der einzige ſeiner Alliirten, der ihm die dazu erforderlichen Schiffe geben konnte, wollte nicht; er und die übrigen Alliirten fanden das Unternehmen unthunlich. Geſetzt es hätte ſich ausführen laſſen, ſo hatte Maximilian von dieſem entſcheidenden Streiche die größten Vortheile zu hoffen, indem die Venezianiſchen Staaten unſtreitig ihm bequemer lagen, als ſeinen Bundesgenoſſen, die gegen ſeinen Vorſchlag auch dieß anführten, ihre Abſichten wären gegen die Beſitzungen der Venezianer, nicht gegen die Stadt ſelbſt gerichtet. Der erſte frohe Tag, der für die Venezianer wieder aufgieng, und den ſie noch lange nachher feyerten, war der 18te Junius, da Andrea Gritti Padua, wo eine unbedeutende deutſche Beſatzung lag, mit Hülfe der Einwohner ſurprenirte. Das ganze Gebiet umher, und mehr andre Diſtricte folgten dem Beyſpiel, vertrieben Maximilians Truppen, und unterwarfen ſich wieder mit Freuden der Republik, der das Volk in dieſen Ländern beſtändig ſehr ergeben war, weil der Stolz des Adels am Ende ein erträglichers Uebel iſt, als Unterdrückungen in Anſehung des Eigenthums. An jenen gewöhnt ſich das Volk allmählig; dieſe bleiben immer gleich ſchmerzhaft, und mit dieſer wurde der Venezianiſche Unterthan von ſeinen Obern ſorgfältig verſchont. Nach der Surpriſe von Padua that die Venezianiſche Regierung etwas, das viel-

vielleicht ohne Beyſpiel iſt; ſie verſprach allen ihren treuen Unterthanen den ganzen Verluſt, den ſie ſchon erlitten hatten oder noch erleiden würden, zu erſetzen, und ſie hielt Wort. Die Anhänglichkeit, die Treue ihrer Unterthanen, die ſchon bewundernswürdig war, ſtieg dadurch noch zu einem höhern Grade.

Indeſſen langten die ſechs Ambaſſadeure der Republik zu Rom an; da ſonſt Geſandte in dieſen Zeiten ihren Einzug öffentlich mit vielem Pomp zu halten pflegten, ſo begaben ſie ſich, den damaligen Umſtänden der Republik und ihrem demüthigen Auftrage gemäß, des Nachts in aller Stille in die Stadt. Sie bekamen zwar nicht gleich Audienz bey Sr. Heiligkeit; allein die Friedensconferenzen nahmen gleich unter Vermittlung des Engliſchen Geſandten, des Erzbiſchofs von York, ihren Anfang. Die kriegeriſchen Operationen dieſes Jahrs, endigten ſich zum Vortheil der Venezianer. Nachdem Maximilian Padua vergeblich belagert und geſtürmt hatte, nahmen ſie Vicenza und verſchiedene Plätze in Iſtria und Friaul wieder ein, und um das wieder eroberte Land gegen feindliche Streifereyen zu decken, bedienten ſie ſich einer damals neuen Erfindung, die in der Folge ſehr gebräuchlich wurde; ſie führten zwiſchen den Gebirgen von Vicenza und den Moräſten des Adige eine Reihe von Redouten und Gräben auf, die man Linien zu nennen pflegt. Dem Muth und der Thätigkeit der Venezianer kam die Uneinigkeit der liguirten Prinzen zu ſtatten. Nicht blos der Pabſt, als Souverain eines beträchtlichen Stücks von Italien, auch als Menſch hatte Julius II Gründe, den König von Frankreich zu haſſen. Der König hatte ihm die Päbſtliche Krone verſprochen, und zweymal, nicht allein die Gelegenheit, ſie ihm

zu verſchaffen, vorbeygelaſſen, ſondern ihm auch entgegen gearbeitet. Ohne die Hinderniſſe, die der König ihm in den Weg legte, hätte er acht Jahre eher Pabſt ſeyn können, und man bedenke, welch ein unerſetzlicher Verluſt acht Jahre für einen ungeſtümen ehrſüchtigen Alten, der keine Zeit mehr zu verlieren hat, ſeyn müſſen. Ludwig XII wußte, wie Julius hierüber gegen ihn geſinnt war, und nun haßte auch er den Pabſt. Er hatte ſich manchmal ſo ſehr vergeſſen, daß er dem Pabſt ein Laſter vorwarf, das ſich für das Oberhaupt der Kirche am wenigſten ſchickte, und in Italien für jeden Particulier eine Injurie iſt; er hatte ihn oft einen Trunkenbold genannt. Dieſe unharmoniſche Stimmung der beiden Gemüther war die Klippe der Ligue. Manche Zänkereyen wegen erledigter Biſthümer in Frankreich, deren Beſetzung der Pabſt ſich anmaßte, und der König ſich zueignete, verriethen zu deutlich, was innerlich in ihren Gemüthern vorgieng, obgleich dieſe Streitigkeiten oft gütlich beygelegt wurden. Allein endlich ertheilte Julius, dem ausdrücklichen Inhalt der Ligue zuwider, aller Vorſtellungen der Geſandten Maximilians ſowohl als Ludwigs ohnerachtet, den Venezianern die Abſolution, die ſie ſuchten. Er führte zu ſeiner Rechtfertigung unter andern den Grund an, daß die Venezianer ſeine Gunſt vorzüglich wegen des Schutzes verdienten, den ſie der Chriſtenheit gegen die Türken verſchaften, die ſich um dieſe Zeit noch ſtärker in Europa ausbreiteten, und die vielleicht mehr als noth war gefürchtet wurden, zumal ſeitdem ſie Otranto im Königreich Neapel erobert hatten. Julius ſah, vielleicht im Ernſt, Venedig als einen Staat an, den die Vorſehung hätte entſtehen laſſen, um durch ſeine Seemacht die Türken von Italien abzuhalten. Doch was wahrſcheinlich

mehr,

mehr, als dieſe Betrachtung bey ihm würkte, war der Umſtand, daß er den franzöſiſchen Monarchen ſo ſehr haßte, daß er die Freundſchaft der Venezianer wünſchte, um nur mit ihm brechen zu können. Was er heimlich wünſchte, eine Ausſöhnung, ſuchten die Venezianer öffentlich. Sie kamen alſo bald zu Stande. Die Bedingungen, die er machte, dienten zur Erweiterung ſeiner geiſtlichen Gewalt in Venedig; die Ambaſſadeure der Republik machten keine Schwierigkeit, ſie einzugehen, und Julius ertheilte ihnen die Abſolution in einem Conſiſtorio mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten. Im Vorbeygehen geſagt, der Senat hat gewußt, nachher dieſe Erweiterungen der päbſtlichen Gewalt wieder einzuſchränken, und Julius erlaubte nun ſogar ſeinen Unterthanen, den Venezianern zu dienen, welches offenbar dem Inhalte des Tractats von Cambray zuwider lief.

Er ſuchte nun auch den Kaiſer von der Ligue zu trennen. Allein Maximilian machte Bedingungen, die die Venezianer nicht eingehen konnten. Julius aber verſuchte nun ein andres Mittel; er war darauf bedacht, ihm die Mittel zur Führung des Krieges zu benehmen. Die von ſeinen Alliirten vorgeſtreckten Summen, womit Maximilian ſeine Truppen beym Anfange des Krieges zuſammen gebracht hatte, waren ausgegeben, und es fehlte ihm an neuen Reſſourcen. Er hatte ſich daher an das Reich gewandt. Schon im vorigen Jahre gleich nach der Schlieſſung der Ligue hatte er den Ständen zu Worms Anzeige davon gethan und Unterſtützung verlangt. Sie hatten ſich entſchuldigt: durch Beſuchung der häufigen Reichstage und durch vielfältige andre Dienſte wären ſie erſchöpft; die Li-

gue wäre ohne ihr Vorwiſſen und ohne ihre Einwilligung geſchloſſen; ſie wären daher, nach dem Reichsherkommen, zu keiner Hülfe verbunden, auch wüßten ſie nicht, was dem Reiche für Nutzen daraus entſtehen könnte. In einer ſehr lebhaften Antwort, die Maximilian bekannt machte, datirt Trident den 26ſten März 1509 erklärte er, daß es ſchimpflich anzuhören wäre, was die Stände von Erſchöpfung vorgäben; ihr Vermögen wäre ihm eben ſo gut bekannt, als ihnen ſelbſt. Die Ligue ohne Vorwiſſen der Stände einzugehn wäre ſeine Pflicht geweſen, indem eine vorgängige Berathſchlagung mit ihnen eine nachtheilige Zögerung würde veranlaßt haben [i]). Nachdem Maximilian und ſeine Alliirten den Krieg wider die Venezianer mit ſo glänzendem Erfolge angefangen hatten, glaubte er, vielleicht nicht mit Unrecht, die Fürſten würden nun mehr Luſt haben, das ſtolze Venedig, das ihnen verhaßt war, mit zertrümmern zu helfen. In der That, als er nach Deutſchland zurück kam, wo man von dem zum Vortheil der Venezianer erfolgten Glückswechſel noch nicht unterrichtet war, langten Geſandte verſchiedner Reichsſtände bey ihm an, die ihm Glück wünſchten und ſich aller Ehren und alles Gehorſams entboten. Dieß beſtärkte ihn in ſeiner Hofnung und er berief einen Reichstag nach Augsburg, wo er ſelbſt 1510 am 25ſten Febr. ſeinen Einzug hielt. Am 4ten März ließ er ſeine Propoſitionen, die Venezianer in die Acht zu erklären und mit einer Reichsarmee zu bekriegen, übergeben. Dieſes nun ſuchte der Pabſt durch ſeinen Nuncius, den er zu dem Ende nach Augsburg ſandte, wiewohl vergeblich zu verhin-

i) Fugger VI. p. 1254 ſq.

hindern. Auch die Intriguen der geheimen Agenten der Venezianer [k]) vermochten dießmal nichts bey den Ständen, die von ſelbſt ſchon begierig, die Löwenhaut mit zu theilen, noch mehr durch den franzöſiſchen Geſandten angefeuert wurden. Ludwig XII ſtand überhaupt bey den deutſchen Ständen in groſſem Anſehn; er hatte zu dieſem Reichstage einen Mann von großem Verdienſte, und von noch gröſſerm Rufe, insbeſondre wegen ſeiner Beredſamkeit, abgeſandt. Lange Reden in lateiniſcher Sprache thaten in dieſen Zeiten ſelbſt auf Verſammlungen von Fürſten, deren die wenigſten Latein verſtanden, eine große Wirkung, vielleicht weil es Mode war, ſich von lateiniſchen Rednern bis zum Enthuſiasmus

H 2 hin-

k) Wolf Wohner, ein wohlhabender Kaufmann zu Görz, übernahm, wie man damals wiſſen wollte, für 10,000 Ducaten, einige geheime Briefe vom Venezianiſchen Senate an die zu Augsburg verſammelten Churfürſten, und andre Stände zu überbringen. Der Mann hatte die Unvorſichtigkeit ohne Geleit nach Augsburg zu gehen und dem damals regierenden Bürgermeiſter, Hieronymus Welſer, treuherzig einen jener Briefe zu übergeben; er verſicherte dabey und ſchien im Ernſte zu glauben, es würde dadurch ein vortheilhafter Friede für das Reich befördert werden. Der Bürgermeiſter zeigte es dem Kaiſer an, der den unglücklichen Wohner henken ließ, weil er ſich in ein geheimes Verſtändniß mit den geächteten Venezianern eingelaſſen hatte. Sein Vermögen wurde confiſcirt. Unbehutſamkeiten, ſelbſt wenn ſie in guter Abſicht begangen werden, können für einen Staat eben ſo gefährliche Folgen haben, als vorſetzliche Verrätherenen, und verdienen daher vielleicht mit dieſen letztern einerley Strafe. Die Menſchlichkeit wird vielleicht dabey leiden; allein die Umſtände müſſen entſcheiden, ob auf ihre Stimme zu achten ſey. Fugger p. 1273.

hinreiſſen zu laſſen, ſo daß auch diejenigen, die der Redner nicht gerührt hatte, genöthigt waren, ſich gerührt zu ſtellen. Dieſer franzöſiſche Geſandte war der königliche Staatsrath, Ludwig Heliano, ein geborner Mailänder. Maximilian hatte Ludwigen um einen Redner gebeten, die Stände zu bewegen, und dieſer Mann, den Ludwig dazu ausgeſucht hatte, erfüllte Maximilians Erwartung. Er hielt am 10ten April vor der Reichsverſammlung eine philippiſche Rede wider die Venezianer, die auf Maximilians Befehl noch in ſelbigem Monate zu Augsburg gedruckt wurde [1]). Der Inhalt dieſer Rede und ihre Wirkung geben weder von den politiſchen Kenntniſſen, noch von dem Geſchmacke, noch von der Denkungsart der Zuhörer ſehr vortheilhafte Begriffe. Sie ließen ſich offenbare Unwahrheiten aufbürden und durch die gemeinſten rhetoriſchen Kunſtgriffe erhitzen. Ludwig Heliano verſicherte ihnen, „die Ligue von Cambray wäre anfangs gegen die „Türken gerichtet geweſen; die Venezianer, die in „geheimen Verſtändniß mit dieſen Feinden der Chriſtenheit, ihnen ſchon ſo manches Land in die Hände geſpielt, hätten die Ausführung der eigentlichen „Abſicht der Ligue verhindert. Die franzöſiſchen „Truppen hätten ſich mit den päbſtlichen vereinigen „und wider die Ungläubigen zu Felde ziehen wollen, „als ſie von den Venezianern bey Agnadel angegriffen wären. Die Venezianer, wenn ſie dießmal „noch dem Gewitter entgiengen, würden ganz Italien und das ganze abendländiſche Kaiſerthum an „ſich reiſſen; dahin giengen ihre Gedanken und dazu beſäßen ſie Liſt und Macht genug. Sie ſchienen zwar jetzt überwunden, aber die giftige Schlan-

„ge

1) Heliani Oratio ap. Freher. T. II. p. 522.

„ge würde ſich erholen, und alle umher erſticken, wenn „ihr nicht jetzt das Genick zertreten würde.“ Nach einer langen Erzählung aller Ungerechtigkeiten und Grauſamkeiten, die die Venezianer gegen ihre Nachbarn ausgeübt hätten, behauptet der Redner, „ſie wären erſt ſeit hundert Jahren aus ihren Süm„pfen hervor gegangen und hätten ſchon mehr durch „Liſt, als die Römer in zweyhundert Jahren durch „die Waffen, an ſich gebracht. Dieſe Leute, die „aus armſeligen Fiſchern Krämer, und aus Krä„mern Räuber und Giftmiſcher geworden, eigneten „ſich die Herrſchaft des Meeres zu, und übten Ty„ranney gegen ihre eigne Unterthanen, die zum „Rudern mit Ochſenziemern getrieben würden. Alle „Laſter kämen in Venedig zuſammen. Ein Frem„der käme nicht leicht nach Venedig, der nicht „betrogen würde, ſo ſehr er auch auf ſeiner Hut wä„re, und dieſe Leute wären gleichwohl ſtolz auf ihren „Adel, in den ſie keinen Fremden aufnähmen. Sie „nennen uns Barbaren, rief der Redner aus, weil „wir uns nicht in Purpur kleiden, weil wir nicht „Millionen in unſern Kiſten verwahren, weil wir „nicht von Silber ſpeiſen; keine Komödie würde zu „Venedig aufgeführt, worin nicht ein Deutſcher ver„ſpottet würde. Den Deutſchen vermietheten ſie ein „Haus für hundert und dreyßig Ducaten nicht jähr„lich, wie man etwa denken könnte, ſondern täglich „— welches ein Tribut von funfzigtauſend Ducaten „wäre, den die Deutſchen ihnen jährlich bezahlen „müßten.“ Nachdem er ihrer Verſchwendungen und Wollüſte gedacht, kam er auf ihre Grauſamkeit und verſicherte, „daß auf ihren Märkten Menſchen„fleiſch verkauft würde. Und dieſe Leute wagten es, „die deutſchen Fürſten anzuflehn, daß ſie das andre „Auge Italiens nicht ausſtechen, daß ſie Venedig

„nicht zerſtören möchten. Es wäre aber auch die „Abſicht des Kaiſers und des Königs eigentlich „nicht, die Stadt zu zerſtören, ſondern nur ihre „Tyranney zu hemmen; ſo wie Fürſten nicht Kauf„leute ſeyn müßten, ſo müßten auch Kaufleute nicht „herrſchen wollen. — Nur auf Eigennutz bedacht „verriethen ſie die Chriſtenheit den Türken. Alle „Unternehmungen gegen dieſe Ungläubigen mislän„gen durch die Ränke der Venezianer. Sie hätten „Konſtantinopel retten können, aber es aufs äußer„ſte ankommen laſſen, damit dieſe bedrängte Stadt „ſich ihnen hätte unterwerfen ſollen. Die Venezia„ner wären Feinde des Adels, Verächter der Für„ſten, Plünderer, Mordbrenner, eine Peſt und das „Verderben der Chriſtenheit.“ Er ſchloß mit einer Anrede voll redneriſcher Wendungen an die Deutſchen, „die er aus ihrem vermeinten Schlaf zu er„muntern ſuchte, er verſicherte aufs neue, erſt müß„ten ſie die Venezianer bezwingen, ehe ſie den Krieg „gegen die Türken mit Sicherheit würden führen „können.“

Alles wurde geglaubt, Niemand durfte zum Beſten der Venezianer den Mund aufthun. Heliano unterließ nichts, was die Gemüther noch mehr erhitzen konnte. Er ließ zwey lateiniſche Gedichte von ähnlichem Inhalte mit der Rede herumgehn. Nie war eine Angelegenheit auf einem Reichstage ſo lebhaft betrieben. Maximilian hatte das Vergnügen zu ſehn, daß die Verſammlung ungewöhnlich bald zu Schlüſſen kam, die ſeinen Wünſchen völlig entſprachen. Die Venezianer wurden in die Acht erklärt, und eine Reichsarmee von ſechs tauſend Mann Fußvolk und achtzehnhundert Pferden ſollte die Acht vollziehen. Heliano begab ſich, nach die-

ſem

ſem großen Triumphe ſeiner Beredſamkeit nach Ungarn, wo ſie die nämliche Wirkung hatte. Auch die Ungariſchen Stände beſchloſſen den Krieg wider Venedig, und kündigten ihn an. Allein dabey blieb es auch. Es ſey, daß die Ungariſchen Großen, auf die viel ankam, ihre Rechnung bey dem Kriege nicht fanden, oder daß andre Hinderniſſe im Wege waren, die Ungarn ſaßen ſtille.

Der Feldzug dieſes Jahres 1510 wurde von den deutſchen und franzöſiſchen Truppen, die ſich vereiniget hatten, mit der Wiedereinnahme von Vicenza eröffnet, die deutſchen Truppen aber waren keine Reichsvölker, ſondern aus den öſterreichiſchen Erbſtaaten. Der Enthuſiasmus, den Heliano's Rede erregt hatte, war bald verraucht. Sehr wenige Stände hatten ihr Contingent geliefert. Hierauf ſollte Padua belagert werden. Allein die Deutſchen verliefen ſich aus einer damals gewöhnlichen Urſache; ſie bekamen ihren Sold nicht. Die Franzoſen ſetzten hauptſächlich die Operationen fort und zwar als Hülfstruppen, die ihr Monarch dem Kaiſer überließ, von dem ſie nun ihre Verhaltungsbefehle bekamen. Auch einige Spaniſche Truppen ſtieſſen zu ihnen. Allein nichts Erhebliches ward ausgeführt. Zwey Umſtände nöthigten Chaumont, den General der kaiſerlich franzöſiſchen Armee, ſich unthätig zu verhalten. Pabſt Julius II hatte allerley Foderungen an den Herzog von Ferrara, ſeinen Vaſallen, gemacht und ſchien ſie durch die Waffen durchſetzen zu wollen. Frankreich aber fand nöthig ſich des Herzogs, ſeines Alliirten, anzunehmen. Wirklich waren päbſtliche Truppen bis vor Ferrara gerückt; ſie zogen ſich aber zurück auf die Annäherung eines Succurſes, den Chaumont abgeſandt hatte.

Der andre Umſtand war viel wichtiger. Der Tractat, den Frankreich im Jahre 1500 am 16. März zu Lucern mit den Schweizern geſchloſſen hatte, erloſch in dieſem Jahr 1510. Als beide Theile anfiengen, wegen einer Erneurung deſſelben zu handeln, verlangten die Schweizer, daß ihre Penſion, die bis dahin in tauſend Ecus d'or jährlich für jeden Canton beſtand, in allem auf zwanzigtauſend erhöht, und die Vertheilung unter den Cantons ihnen ſelbſt ſollte überlaſſen werden. Der König erbot ſich zu zwölftauſend, damit die beiden Cantons Baſel und Schafhauſen, die erſt ſeit dem Lucerner Tractat in den Schweizerbund getreten waren, jeder ſeine Penſion von tauſend, ſo gut wie die übrigen ziehen ſollte. Aber die Vertheilung wollte er ſich vorbehalten, um wenn es die Umſtände erfoderten, die Auszahlung an einen Canton, mit dem er nicht zufrieden wäre, zurück halten zu können. Die Schweizer antworteten mit mehr Freymüthigkeit als Politeſſe, mit braven Leuten müßte man nicht dingen; ſie wollten zwanzig tauſend Ecus haben oder nichts. Ludwig XII verdrüßlich, daß ein Volk, von dem er glaubte, es hätte ſeinen Ruf in der Welt blos den Königen von Frankreich zu danken, ihm Bedingungen verſchreiben wollte, erwiederte dieſe Erklärung der Schweizer mit ſtillſchweigender Verachtung; er bekümmerte ſich nun weiter um die Erneuerung der Allianz nicht. Sie noch mehr zu demüthigen nahm er deutſche Infanterie in Sold. Als die Schweizer zu Lucern, wo ſie ihren Tag hielten, dieſe Entſchließung des Königs von Frankreich erfuhren, nahmen ſie die Bedingungen an, die der Pabſt ihnen angeboten hatte. Sie beſchloſſen, ein Corps nach Italien zu ſenden, das ganz von den Befehlen des Pabſtes abhängen ſollte. Dieß Corps, vierzehntauſend Mann ſtark, näherte

ſich den Mailändiſchen Grenzen und zog alſo Chaumonts Aufmerkſamkeit natürlicherweiſe hieher, ſo daß dadurch die Venezianer Gelegenheit bekamen, Verona, wiewohl vergeblich zu belagern. Die Stadt wurde von einer deutſchen Beſatzung tapfer vertheidigt.

Indeſſen war das ſchlechte Vernehmen zwiſchen dem Pabſt und dem franzöſiſchen Hofe in öffentliche Thätlichkeiten ausgebrochen, obgleich der Cardinal von Amboiſe, der perſönliche Feind des Pabſtes, und die erſte Urſache des gegenſeitigen Haſſes des Monarchen und des heil. Vaters gegen einander, geſtorben war. Julius machte den Anfang auf türkiſche Manier, er ließ den Cardinal von Auch, der die Angelegenheiten des franzöſiſchen Hofes zu Rom beſorgte, in die Engelsburg ſetzen. Täglich ſprach er von nichts anders, als daß er ſich an die Spitze ſeiner Truppen begeben und gegen ſeine Feinde das Schwert Pauli und die Schlüſſel Petri gebrauchen wollte. In der That begab er ſich, wie ein junger kühner General, ſpät im September zu Felde, um mit ſeinen und mit Venezianiſchen Truppen Ferrara zu belagern, eine Unternehmung die mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verknüpft war, und von der er wirklich wegen einer Krankheit die ihm zuſtieß und wegen andrer Hinderniſſe, abſtehen mußte.

Er hatte die Cenſur gegen den König von Frankreich ergehen laſſen. Dieſer verlangte das Gutdünken ſeiner zu Tours verſammelten Geiſtlichkeit. Es fiel dahin aus, der König könne ſeinen Streit mit dem Römiſchen Hofe ohne Bedenken durch alle Mittel, deren ein Souverain ſich gegen den andern zu bedienen befugt iſt, ausführen, und dürfe ſelbſt angriffsweiſe gegen den heiligen Vater verfahren; es

käme bey dieſem Streite nicht auf Religion an, und der Pabſt dürfe hier keine geiſtliche Waffen brauchen; geſetzt aber, Seine Heiligkeit höbe die unzeitige Cenſur nicht auf, und führe fort, ſich ſeiner kirchlichen Gewalt gegen den König zu bedienen, ſo müßte dieſer ſich ſeinem Gehorſam entziehen und diejenigen, denen es zukäme, bitten, ein allgemeines Concilium zu berufen.

Um dieſe Zeit kam Matthäus Lang, Biſchof von Gurk, und vertrauter Miniſter Maximilians nach Tours [m]). Die Ankunft dieſes Prälaten und die

m) Matthäus Lang, Sohn eines Augsburgiſchen Patriciers, wurde ſtufenweiſe, Probſt zu Augsburg, Biſchof zu Gurk, Rath Maximilians, Erzbiſchof von Salzburg, Cardinal, Er war gelehrt, klug, von perſönlicher Würde. Dabey einnehmend und äußerſt verbindlich, bey allen Großen in Deutſchland ſehr beliebt, insbeſondre bey Maximilian, der ſein Glück ſo ſehr beförderte, und ihn zu den wichtigſten Geſchäften brauchte. Er verrichtete zu Trient die feyerliche Handlung, wodurch Maximilian ſeine Annehmung des Kaiſertitels erklärte. Er war eine Hauptperſon bey der Unterhandlung des Bündniſſes von Cambray Zwar im Tractate ſelbſt wird er nicht genannt; auch erwähnt Du Bos ſeiner nicht. Allein es erhellet aus Gerh. Rov lib. XII. p. 571. und aus den Briefen der Statthalterin Margaretha, die von Seiten Maximilians zur Schließung des Tractats bevollmächtiget war. Recueil de Lettres de Louis XII. T. I. p. 134. In dem durch dieſes Bündniß veranlaßten Kriege brauchte ihn Maximilian zu den Unterhandlungen mit dem Pabſte. Bey dieſer Gelegenheit ernannte er ihn zum Reichsvicarius in Italien. Im Jahre 1512, da er als Kaiſerlicher Geſandter nach Rom kam, wurde er mit Ehrenbezeugungen empfangen, die nur einem Könige oder königlichen Erbprinzen pflegen erwieſen zu werden.

J. Pierii

die Neuigkeiten, die zugleich aus Italien einliefen, leiteten den franzöſiſchen Hof auf größere Ideen. Fünf Cardinäle, unzufrieden mit dem Betragen des heiligen Vaters, hatten ihn auf dem Wege von Rom nach Bologna verlaſſen und ſich nach Mailand retirirt. Dieſe Umſtände ſchienen dem Könige und dem Biſchoffe von Gurk ſo günſtig, daß ſie beſchloſſen, ein allgemeines Concilium zur Verbeſſerung der Kirche in ihrem Haupte und in ihren Gliedern zu berufen. Es wurde verabredet, daß der Kaiſer und der König ihre Prälaten dazu abſenden und die übrigen Mächte, ein gleiches zu thun, einladen ſollte. Die Idee, auf einer allgemeinen Verſammlung der chriſtlichen Kirche, als ihr weltliches Oberhaupt zu präſidiren, hatte für Maximilian zu viel Reiz, als daß ſie ſich nicht aller ſeiner Gedanken bemeiſtert hätte. Allein ſeine lebhafte, an romanhaften Entwürfen zu fruchtbare Einbildungskraft verſchönerte ſie ihm noch. Sie ſchmeichelte ihm mit der Möglichkeit, bey dieſen Umſtänden ſelbſt Pabſt zu werden, und ohne Zweifel drängten ſich in ſeinem Kopfe ſchon die vielen und großen Verbeſſerungsentwürfe, die er alsdenn ausführen wollte [n].

Alle

J. Pierii Valeriani de honoribus Illuſtriſſimo ac Reverendiſſimo Gurcenſi Caeſareo totius Italiae Vicario urbem ingredienti, habitis, epiſtola ap. Freher. T. II, p. 570. Von ſeinen Geſinnungen in Anſehung der Reformation, deren Anfang er erlebte, ſiehe Schmidts Geſchichte der Deutſchen 5. Th. p. 226.

n) Maximilians Brief an den Herrn von Lichtenſtein in den Monitis Politicis ad S. R. I. Principes Francf. 1609. it. Goldaſts Reichshändel p. 428. S. Schreiben an ſeine Tochter Margaretha, Statthalterin der Niederlande; Lettres de Louis XII. T. II. p. 59. T. III. p. 324. IV. p. 1.

Alle dieſe Maasregeln indeß, die beide Monarchen nahmen, kümmerten den Pabſt nicht. Er ſtimmte den Ton, den er gegen ſie angenommen hatte, um nichts herab. Vermöge ſeines heftigen Temperaments keiner Furcht, keines Beſinnens fähig, ſo lange er aufgebracht war; vielleicht auch im Vertrauen auf die Mittel, woran es damals dem Römiſchen Hofe noch nicht fehlte, auch die fürchterlichſten Gewitter, die ſich gegen ihn aufzogen, zu zerſtreuen, ſchrieb er an die nach Mailand geflohnen Cardinäle in dem Tone eines beleidigten Gebieters, der die Rache in ſeinen Händen hat. Er excommunicirte den Herzog von Ferrara, und ſchloß die franzöſiſchen Hülfstruppen, wenn ſie dem Herzog Beyſtand leiſten würden, und ihren General Chaumont namentlich mit ein. Die Kriegsverſtändigen hatten ihn mit vieler Mühe von der Belagerung von Ferrara abgehalten. Sobald ſeine Geſundheit wieder beſſer war, belagerte er am Ende des Decembers Mirandola. Es war ein ungewöhnlich harter Winter, das ganze chriſtliche Europa konnte nicht anders als äuſſerſt erſtaunt ſeyn, als der heilige Vater hier ſeines Amtes ſo ganz vergaß. Seines hohen Alters, ſeiner Würde uneingedenk, nahm er ſein Quartier in einem Hauſe, das ihn den Kanonen der Stadt ausſetzte. In der Folge verlegte er es in eine kleine Kirche ſo nahe an den Mauern der Stadt, daß einige ſeiner Domeſtiken durch die Kanonen der Belagerten getödtet wurden. Wie ein junger General, wie ein Soldat war er Tag und Nacht auf den Batterien, richtete die Kanonen ſelbſt auf die Wälle, um das Blut von Chriſten, die nach ſeinem eignen Begriffe rechtgläubig waren, zu vergieſſen. Am anſtößigſten war, daß er ſeinen Soldaten, um ſie aufzumuntern, verſprach, den

Ort plündern zu laſſen. Er hatte wirklich die Belagerungsanſtalten ſo eifrig betrieben, daß er ſtürmen laſſen konnte. Die Beſatzung aber capitulirte. Kaum konnte man von ihm erhalten, daß er eine Capitulation eingieng; er wollte, ſie ſollte ſich auf Diſcretion ergeben; am liebſten hätte er ſie mit Sturm erobert. Am 20ſten Januar des Jahrs 1511 hielt er mit allem Pomp eines Generals von zwanzig Jahren ſeinen triumphirenden Einzug durch die Breſche.

Nach verſchiedenen Vorfällen erfolgte eine Art von Waffenſtillſtand. Die franzöſiſchen Truppen bekamen Befehl, mit den Feindſeligkeiten gegen den Kirchenſtaat einzuhalten. Maximilian, ſo ſehr er für die Haltung eines Concilii geweſen war, hatte doch entweder aus eigner Ueberlegung, oder auf Vorſtellungen die ihm von andern Seiten her, vielleicht von Ferdinand dem Katholiſchen gethan wurden, rathſamer gefunden, erſt den Weg gütlicher Unterhandlungen mit dem Pabſte zu verſuchen, zu welchem Ende er den Biſchof von Gurk nach Italien ſandte, der von Julius auf die ſchmeichelhafteſte Art empfangen wurde. Allein die Unterhandlungen zerſchlugen ſich. Julius gieng wieder zu Felde und das Concilium wurde durch zwey Acten, eine im Namen des Kaiſers und des Königs von Frankreich, die andre im Namen der zu Mailand befindlichen Cardinäle, deren Anzahl ſich bis auf neune vermehrt hatte, berufen. Die Abſicht des Concilii ſollte ſeyn, die Kirche in ihrem Haupte und in ihren Gliedern zu reformiren, und die offenbar Schuldigen, die keine Hoffnung ihrer Beſſerung übrig ließen, und ſeit langer Zeit der katholiſchen Kirche großes Aergerniß gäben, zu beſtrafen. Ihre Befugniß, ein Concilium zu berufen,

ſen, gründeten ſie theils auf den Rang, den ſie als Haupt, Glieder und Beſchützer der Kirche beſäßen, theils auf die Nothwendigkeit von Zeit zu Zeit dergleichen Verſammlungen zu halten, theils auf den Umſtand, daß gar keine Hoffnung wäre, daß der Pabſt eines berufen würde o). Piſa wurde zum Verſammlungsort beſtimmt, ein neutraler Ort, wider den der Pabſt nichts einwenden konnte. Julius ſelbſt wurde von den Cardinälen vorgeladen, ſich vor dem 1ſten Sept. vor dieſem Concilio zu ſtellen, und da niemand ſich getraute ihm das Citationsſchreiben zu überbringen, ließen es die Cardinäle an die Kirchthüren zu Rimini und in andern großen Städten Italiens öffentlich anſchlagen p).

Allein der unerſchrockne Julius berief, ſeiner Seits nun auch ein Concilium, das in der Laterankirche zu Rom, ſollte gehalten, und dem Piſaniſchen entgegen geſetzt werden q). Von den fünf Cardinälen zu Mailand, die das Piſaniſche berufen hatten, erklärte er, in einer fulminirenden Bulle, drey, die er für die ſtandhafteſten hielt, aller kirchlichen Würden und Beneficien verluſtig, falls ſie ſich nicht binnen ſechzig Tagen vor ihm ſtellten; die beiden andern ermahnte er, ſich bey ſeinem Cancilio zu Rom einzufinden. Das zu Piſa wurde am 1ſten September eröffnet. Julius, der ſich von einer tödlichen Krankheit eben erholt hatte, belegte den ganzen

o) Das Convocationsſchreiben der Cardinäle nach dem lateiniſchen Original ſteht beym Goldaſt in politicis Imperii p. 1194. it. apud Raynald. ad an. 1511. n. V. ſeq.

p) P. Bembus lib. XI. p. 463.

q) Raynald ad an. 1511. n. XI. ſeq.

zen florentiniſchen Staat, wozu Piſa gehörte, mit dem Interdict; brachte die Könige von Spanien und England auf ſeine Seite, die durch ihre Geſandte am franzöſiſchen Hofe Vorſtellungen gegen die Haltung der Piſaniſchen Verſammlung thun ließen, und ſchloß am 5ten October mit Spanien und Venedig eine Off- und Defenſivallianz, worin die contrahirenden Theile verſprachen, alle ihre Kräfte anzuwenden, die Einheit der Kirche wider die Piſaniſche Verſammlung zu handhaben, und den Pabſt wieder in den Beſitz aller von ihm abhängigen Lehne zu ſetzen. Es wurde beſtimmt, wie viel Truppen jeder Theil zur Vollziehung dieſes offenbar wider Frankreich gerichteten Bündniſſes ſtellen ſollte. Den Kaiſer wollte man darin aufnehmen, wenn er ſich von Frankreich zu trennen entſchlieſſen würde. Durch dieſe Allianz noch kühner geworden, hielt Julius ein feyerliches Conſiſtorium, worin er die fünf Cardinäle zu Mailand ihrer Würden verluſtig erklärte und ihnen die Strafe der Ketzer und Schismatiker zuerkannte, falls ſie nicht binnen einer beſtimmten Friſt ihren verkehrten Sinn ablegten. Das Glück begleitete jeden raſchen Schritt dieſes feurigen Alten. Die zu Piſa verſammelten Geiſtlichen mußten verſchiedner unangenehmen Vorfälle wegen, die ihnen dort begegneten, weil das Volk ſie haßte, ſchon in der zweyten Sitzung beſchließen, das Concilium nach Mailand zu verlegen. Keine deutſche Prälaten fanden ſich dazu ein; ſie wollten erſt die Sache unter ſich, mit gewöhnlicher Langſamkeit überlegen; auch war Maximilian nicht mehr ſo ſehr für die Sache, als er es geweſen war, ſo lange ſie ſeiner Einbildungskraft neue und angenehme Ausſichten vorhielt; die Schwierigkeiten, die er fand, ſie zu erreichen, hatten ſeinen Eifer erkaltet.

Unter-

Unterdeſſen gieng die Armee der heiligen Union — ſo nannte man den Bund, den der Pabſt, Venedig und Spanien mit einander geſchloſſen hatten — wider die Franzoſen zu Felde, und die Schweizer rückten, als Soldaten der Union, wie ſie ſich nannten, in Mailand ein. Bey den franzöſiſchen Truppen in Italien hatte damals Gaſton de Foix, der neue Gouverneur von Mailand, das Commando bekommen, wie es ſchien, bloß durch die Gunſt. Er war ein Schweſterſohn Ludwigs XII, er war erſt zwey und zwanzig Jahr alt; allein er hatte ſchon in den vorigen Feldzügen bey kleinen Affairen commandirt und ſich die Liebe und Achtung der Truppen erworben; er beſaß Kenntniſſe, Urtheilskraft und Arbeitſamkeit, in einem Grade, worin ſie ſelbſt bey Männern von reifern Jahren ſelten ſind; zu allen dieſen weſentlichen Eigenſchaften kam die Schönheit ſeiner Perſon und ſein feuriger Muth. So ein General an der Spitze einer franzöſiſchen Armee wird immer glänzende, wenn uugleich nicht immer wirklich große und glückliche Thaten verrichten. Gaſton de Foix nöthiget die Schweizer ſich zurück zu ziehen, eilet alsdann nach Bologna, das von den Truppen der heiligen Union belagert wird, entſetzt dieſe Stadt, geht zurück den Venezianern entgegen, greift ihre in den Verſchanzungen von Breſcia ſtehende Armee an, ſchlägt ſie und erobert Breſcia in Sturm; alles dieſes in wenig Wochen im Winter, wo er mit allen Hinderniſſen der Jahrszeiten zu kämpfen hatte. Doch wir müſſen von dieſer Begebenheit noch einzelne Umſtände anführen. Bey der Armee der Union vor Bologna befand ſich der Erfinder der Minen, Peter Navarra der hier neue Verſuche machte. Er hatte einige Minen angelegt, deren Sprengung das Zeichen zu einem Sturm ſeyn ſollte. Eine dieſer Minen

nen ſprengte die Kapelle der heiligen Jungfrau in die Luft; allein durch ſonderbare, zufällige Urſachen fiel die Kapelle ſo perpendiculair wieder auf ihren alten Platz, daß ſie ihn völlig ſo wieder einnahm, als ob gar keine Mine unter ihr geſprungen wäre. Dieſer von glaubwürdigen Geſchichtſchreibern hinlänglich bezeugte Vorfall wurde noch lange nachher von frommen Bologneſern für ein Wunder gehalten. Am 5ten Februar des Jahres 1512 langte Gaſton bey Bologna an, am 6ten zogen ſich die Alliirten zurück.

Bey der Armee, mit der Gaſton dieſe großen Dinge ausführte, und die aus etwa zwanzigtauſend Mann beſtand, befanden ſich fünftauſend Deutſche. Die Venezianiſche Armee, die ſich bey ſeiner Annäherung in Breſcia warf, war fünf und zwanzigtauſend Mann ſtark. Den Marſch von Bologna nach Breſcia, von fünf und zwanzig deutſchen Meilen, that Gaſton bey ſchlechtem Wetter und bey Wegen, die man für impracticabel hielt, in neun Tagen. Daß ſeine ermüdete Armee nicht gleich von den ſo viel ſtärkern Venezianern angegriffen wurde, war zum Theil ein Verdienſt Jacobs von Embs, deſſen Ruhm in dieſen Zeiten groß war. Er war von Gaſton mit tauſend deutſchen Fußknechten voraus geſandt, und er hatte ein feſtes Kloſter auf einer Anhöhe bey Breſcia beſetzt, unter welchem Gaſton nunmehr ſein Lager ungeſtört aufſchlug. Nach einer vergeblichen Aufforderung an den General der Venezianer beſchloß Gaſton, am 19. Febr. die Verſchanzungen um die Stadt und das Schloß zugleich zu ſtürmen. Am Morgen ließ er bekannt machen, ob ſich zu dieſen Unternehmungen Freywillige fänden. Jacob von Embs, Philip von Freyburg, ebenfalls ein berühmter Kriegsmann dieſer Zeiten, redeten die Deutſchen an; achthundert

und einige und funfzig hoben zum Zeichen der Einwilligung die Hände auf, und Jacob trat ſodann den Sturm auf die Verſchanzungen an mit fünfhundert, Philip von Freyburg auf das Schloß mit dreyhundert. Das Schloß, die Verſchanzungen, die Stadt ſelbſt wurden erobert, obgleich die Venezianer ſich von Straße zu Straße vertheidigten. Funfzehntauſend Menſchen ſollen an dieſem Tage geblieben ſeyn. Nachdem der Blutdurſt der Sieger geſtillt war, folgte die Plünderung, die der General ihnen unglücklicherweiſe verſprochen hatte. Sie währte ſieben Tage. Breſcia wurde, nach Mailand, für die reichſte Stadt in der Lombardie gehalten.

Unterdeſſen hatte Julius auch die Engländer gewonnen; eine Anekdote ſagt, durch eine Schiffsladung von koſtbaren Weinen, Italieniſchen Sauciſſen und andren Delicateſſen, die er nach London ſandte, und unter die Parlementsglieder vertheilen ließ. Maximilian wankte und fieng an ſich ſo ſehr auf die Seite des Pabſtes zu neigen, daß er gern geſchehen ließ, daß die zu Augsburg verſammelten Biſchöffe das Piſaniſche Concilium ein conciliabulum ſchismaticum nannten [r]). Ludwig fieng an, das gefährliche

r) Maximilians Wankelmuth in Anſehung Frankreichs kann entſchuldiget werden. Man ſehe, wie er ſich ſelbſt entſchuldigte, als der franzöſiſche Hof ſich darüber beſchwerte, daß der Kaiſer die Schweizer, auf Geſuch des Pabſtes, ungehindert durch ſein Gebiet hätte paſſiren laſſen. Maximilian antwortete, er habe dieß dem Pabſt ſo wenig abſchlagen dürfen, als Ludwig es der Fürſtinn von Bourbon hätte verwehren können, ihrem Vetter Karl von Egmond, der immer in den Niederlanden noch ſo viel Unruhe machte, franzöſiſche Truppen und franzöſiſches Geld zu Hülfe zu ſenden. Fugger VI. 15. p. 1285. Nichts iſt

fährliche ſeiner Situation einzuſehn, daß er allein mit dem heiligen Vater in offenbaren Krieg ſollte verwickelt ſeyn. Er fürchtete, bey dieſen Unſtänden könnte die Anzahl ſeiner Feinde ſich leicht vermehren; er beſchloß daher, ſo lange er noch der mächtigere war, ſich ſeiner Vortheile zu bedienen; er ſandte ſeinem General Ordre, die Armee der Union aufzuſuchen und zu ſchlagen, wo er ſie fände. Gaſton ſäumte nicht, ſie zu befolgen. Da die Armee der heiligen Union einen päbſtlichen Legaten, den Cardinal von Medicis, den nachmaligen berühmten Pabſt Leo X an der Spitze hatte; ſo verfügte ſich, im Namen des Piſaniſchen Concilii, der Cardinal von Sanſeverino zur franzöſiſchen Armee, um ſie durch ſeine Gegenwart zu autoriſiren, gegen die vom Pabſt geſegneten Waffen zu fechten. Es zog alſo ein Legat gegen den andern, Kreuz gegen Kreuz zu Felde. Die Armee der Union retirirte ſich, wie Gaſton gegen ſie anrückte. Er belagerte Ravenna.

iſt ſo langweilig, ſo ekelhaft, als die Beſchuldigungen von Untreue und Wankelmuth, die ein parteyiſcher Schriftſteller, wie Du Bos, Prinzen, die mit den Helden des Schriftſtellers wetteiferten, ſo gern zu machen pflegt. Eben dieſes gilt von den Vertheidigungen, die von andern zur Rettung der Ehre ſolcher Prinzen geſchrieben worden. Maximilian hatte aber auch Urſache, Frankreichs Uebermacht in Italien zu fürchten, da es ſeine Prätenſion auf Neapel noch nicht aufgegeben hatte, wo Maximilians Enkel, Erzherzog Karl, nach Ferdinands Tode ſuccediren ſollte. Ferdinand ſtellte es Maximilianen vor, wie ſchädlich für ihren beiderſeitigen Enkel Frankreichs Größe ſeyn würde. Aus dieſer Betrachtung würde Maximilian gern von der franzöſiſchen Allianz abgetreten ſeyn, wenn er die Venezianer nicht ſo ſehr gehaßt hätte.

Sie wollte es entſetzen. Hier kam es zu einer der berühmteſten Schlachten dieſer Zeit. Am Oſtertage, am 11ten April grif Gaſton die Alliirten an. Seine Artillerie, die der Herzog von Ferrara, ein Herr von großer Geſchicklichkeit in dieſem Fache, dirigirte, und die deutſche Infanterie, die die Spaniſche gegen ſich hatte, trugen am meiſten zur Entſcheidung bey. Hier wurden die Auftritte erneuert, die man nur vor Troja und in den Ritterzeiten geſehn hatte. Berühmte Krieger foderten einander vor den Augen der beiden kämpfenden Heere aus und fochten mit einander. Jacob von Embs wurde von einem Spaniſchen Oberſten Zamudio ausgefodert und mit der Lanze erſtochen. Fabius von Schlaberndorf, Johann Spet von Pflumer, mit grünen Laubkränzen auf ihren Helmen, foderten zwey Spanier aus. Aber Spet wurde, eh der Zweykampf angieng, von einer Kugel getroffen. Schlaberndorf erlegte ſeinen Gegner. Die Alliirten wurden völlig geſchlagen. Aber der ſiegende Feldherr, Gaſton, ließ ſich dieſesmal von jugendlicher Hitze fortreißen, die weichenden Spanier zu begierig zu verfolgen; er wurde im Nachſetzen im vier und zwanzigſten Jahre ſeines Alters getödtet. Zehntauſend, andre ſagen gar, zwanzigtauſend Todte lagen auf dem Schlachtfelde. Von zwölf deutſchen Oberſten waren neune getödtet. Die deutſchen Patrioten dieſer Zeit klagten, daß Frankreich mit deutſchem Blute Italien eroberte. Der Cardinal von Medicis, der Marquis von Peſcara, in der Folge einer der größten Feldherrn Kaiſer Karls V, Peter Navarro und viel andre vornehme Officiere der Alliirten wurden gefangen. Vier Tage nachher capitulirte Ravenna und die ganze Provinz von Romagna, bis auf Forli und Imola, ergab ſich. Der Cardinal van Sanſeve-

rino

rino nahm allenthalben die Huldigung im Namen des Piſaniſchen Concilii ein. Dieß waren aber auch die letzten Vortheile, die die Franzoſen erhielten; ſie blieben, als wären ſie die geſchlagene Armee, in Romagna ſtehn. Theils waren ſie durch den Sieg ſelbſt, der theuer erkauft war; theils durch Deſertion ſehr geſchwächt. Nichts war in dieſen Zeiten gewöhnlicher, als daß eine Armee nach einem erfochtnen Siege durch die Deſertion außer Sand geſetzt wurde, zu agiren, weil die Miethſoldaten (Landeskinder mit Zwang anzuwerben war noch nicht gebräuchlich,) mit der gemachten Beute in Sicherheit eilten.

Auf die Nachricht von dieſer großen Niederlage waren Prälaten und Cardinäle dem Pabſte zu Fuße gefallen, ihn zum Frieden zu bewegen. Die Geſandten von Venedig und Spanien riethen ihm nach Neapel zu flüchten. Jenes litt ſein Stolz nicht; dieß war bedenklich, weil er fürchtete, die Römiſchen Baroni, die immer noch das Waffenrecht hatten, würden ſich mit Frankreich verbinden und ihre Unabhängigkeit, nach der ſie von je her getrachtet, zu erlangen ſuchen. Neue Nachrichten von dem Zuſtande der franzöſiſchen Armee, wo unter den Officieren große Uneinigkeit war, flößten ihm neuen Muth ein. Er befahl, die Armee wieder zu ſammeln und am 5ten May eröffnete er ſein Concilium.

Unterdeſſen kündigte Heinrich VIII von England dem Könige von Frankreich den Krieg an, um ſich den Ruhm eines Beſchützers des heiligen Stuhls und den Titel eines allerchriſtlichſten Königs zu erwerben. — Ludwig XII, in deſſen Conſeil nach dem Tode des Cardinals von Amboiſe Unſchlüſſigkeit herrſchte, wußte nicht, wie er ſich recht nehmen ſollte.

Bald wollte er den Krieg fortſetzen, bald wünſchte er ſich mit dem heiligen Vater auszuſöhnen. Die Schweizer aufgebracht, daß Ludwig ſie verachtet, daß er ihnen das Brod genommen, und deutſches Fußvolk gemiethet hatte, drangen aufs neue, zwanzigtauſend Mann ſtark, in Mailand ein. Matthias Scheiner, Biſchof von Sion, ein feuriger Redner auf der Kanzel ſowohl, die er oft beſtieg, als in den Volksverſammlungen, ein ſchlauer Staatsmann und kühner General, commandirte ſie. Des Credits wegen, worin er bey ſeinen Landsleuten ſtand, hatte ihm Julius den Cardinalshut gegeben. Der ſchlechte Widerſtand der Franzoſen, die ihre Eroberungen im Kirchenſtaat hatten verlaſſen müſſen, um Mailand gegen dieſen tonſurirten General zu vertheidigen, bewies, daß kein Gaſton mehr an ihrer Spitze war. Außerdem hatten die vielen Fatiguen, die ſie ausgehalten, die Uneinigkeit ihrer Officiere, und die Hinderniſſe, die nach dem glänzenden Siege bey Ravenna den Lauf ihrer Eroberungen aufhielten, ihr Feuer gänzlich gedämpft und Muthloſigkeit war an die Stelle jener ungeſtümen Kühnheit getreten, die nur ein Lieblingsgeneral, wie Gaſton, ihnen hatte einflöſſen können. Unglücklicherweiſe ließ um eben die Zeit Maximilian Avocatorien an alle Deutſche in franzöſiſchen Dienſten ergehen, die auch in dem Quartier der bey der franzöſiſchen Armee in Italien ſtehenden Deutſchen publiciret wurden. Sie marſchirten ſämmtlich, bis auf zweyhundert, noch ſelbigen Tages ab, aller Bitten und Vorſtellungen des franzöſiſchen Generals unerachtet, der zu ſchwach war, es mit Gewalt zu verhindern. Eine Folge aller dieſer Umſtände war, daß die Franzoſen, die am 11ten April bey Ravenna am adriatiſchen Meere einen ſo herrlichen Sieg erfochten hatten, am

28ſten Junius den Italieniſchen Boden verlaſſen und ſich über die Alpen zurück ziehen mußten. Die Schweizer ſetzten nun den Maximilian Sforza wieder in den Beſitz des Herzogthums Mailand. Für dieſen Dienſt mußte er den dreyzehn Cantons die vier Aemter Lucarno, Lugnano, Magdia und Mendriſio, und den Graubündnern Chiavenna und Veltelin abtreten.

Bald darauf verlor Frankreich den einzigen Alliirten, den es noch hatte, der es aber in der That geraume Zeit her blos dem Namen nach geweſen war. Maximilian ſöhnte ſich mit dem Pabſte aus. Er hatte ſchon lange öffentlich ſein Mißvergnügen über Frankreich zu erkennen gegeben. Dem Pabſt war zu viel daran gelegen, den Kaiſer auf ſeiner Seite zu haben. Jener ſandte den Biſchof von Gurk abermals nach Rom. Der Pabſt empfing ihn mit Ehrenbezeugungen, die nur einem Souverain pflegten erwieſen zu werden. Der Pabſt hätte gern den Kaiſer auch mit den Venezianern ausgeſöhnt. Allein da er hierin nicht glücklich war, ſo überließ er lieber die Venezianer ihrem eignen Schickſal, um die Freundſchaft des Kaiſers zu erlangen, damit dieſer das lateraniſche Concilium erkennen und das Piſaniſche öffentlich verwerfen ſollte. Der Tractat wurde geſchloſſen. Seine Heiligkeit traten nicht nur von der Allianz mit den Venezianern ab, ſondern wollten ſie auch von nun an, als Feinde betrachten; der Kaiſer trat der heiligen Ligue bey, adhärirte dem lateraniſchen Concilio und wiederrief alle ſeine vorigen zu Gunſten des Piſaniſchen gegebnen Acten; er entzog allen Vaſallen des Römiſchen Stuhls, namentlich dem Herzoge von Ferrara ſeinen Schutz. Am Tage nach der Unterzeichnung

 wohnte

wohnte der Biſchof von Gurk einer Sitzung des lateraniſchen Concilii bey und ſtellte, als Bevollmächtigter des Kaiſers, die erforderlichen Adhärirungsacten aus.

Nun that ſich Julius keinen Zwang länger an; er publicirte die Bulle, die er ſchon fertig hatte, worin er Frankreich mit dem Interdict belegte. Ludwig proteſtirte dagegen auf die gewöhnliche Weiſe, und beantwortete die eiteln Verwünſchungen des noch am Rande des Grabes ſo wütenden Alten mit einem Tone, der eines aufgeklärten Monarchen würdig war. Der Biſchof von Gurk begab ſich hierauf nach Mailand, wo er den neuen Herzog, Maximilian Sforza, im Namen des Kaiſers und des Reichs inſtallirte.

Das folgende Jahr 1513 lieferte ein neues Exempel des Leichtſinns, und der Wankelmuth, womit in dieſen Zeiten Verträge geſchloſſen und gebrochen wurden. Die vom Pabſt verlaßnen Venezianer und das vom Kaiſer verlaßne Frankreich ſchloſſen am 11ten März eine Allianz mit einander. Wenige Tage vor der Unterzeichnung ſtarb Julius II, ein Pabſt, der durch den offenbaren Mißbrauch ſeiner Gewalt, durch ſeine ungeſcheute Verachtung alles deſſen, was ſeine Würde als Oberhaupt der Kirche von ihm foderte, die heilige Ehrfurcht, die man bis dahin außerhalb Italien für den päbſtlichen Stuhl gehabt hatte, merklich ſchwächte, und dadurch die Reformation erleichterte. Schon am ſiebenten Tage des Conclave war ſein Nachfolger erwählt, der Cardinal von Medicis, damals ſieben und dreyßig Jahr alt, der den Namen Leo X annahm. Die beiden Cardinäle, die den verſtorbnen Julius am heftigſten gehaßt und das Concilium von Piſa am eifrigſten befördert hatten, kamen und ſöhnten

ten ſich mit dem neuen Pabſte aus. Dieſer war übrigens lange unſchlüſſig, welche Partey er nehmen ſollte. Eben ſo ſehr auf ſein Vergnügen bedacht, als es Julius auf Ruhm und Ehre geweſen war, wünſchte er allgemeinen Frieden; allein er war auch zu klug, ſein Verlangen zu ſehr merken zu laſſen, und er wünſchte ebenfalls, die Franzoſen aus Italien zu vertreiben, nur nicht durch ſo gewaltſame Mittel, wie Julius.

Unterdeſſen war Heinrich VIII mit einer Armee aus England nach Frankreich hinübergeſchifft. Maximilian verfügte ſich zu ihm und die Franzoſen wurden bey Guniegate geſchlagen. Nach Italien ſandte Ludwig eine neue Armee unter La Tremouille, bey der ſich wieder achttauſend deutſche Landsknechte und ſechstauſend andre Deutſche, die Robert de la Mark, Prätendent des Herzogthums Geldern geworben hatte, und die man die Bandes noires nannte, befanden. Anfänglich hatte La Tremouille ziemlichen Succeß im Mailändiſchen, wo ſich die Schweizer durch ihre Gelderpreſſungen verhaßt gemacht hatten. Allein als er bey Novara ſein Lager unbehutſamerweiſe ſo übel eingerichtet hatte, daß Fußvolk und Reuterey einander nicht recht unterſtützen konnten, griffen ihn die Schweizer unter Mottins Anführung am 6ten Junius zwey Stunden vor Tages Anbruch plötzlich an und ſchlugen ihn dergeſtalt, daß er ſich nach Frankreich zurück ziehen mußte. Der tapfre Anführer der Schweizer blieb ſelbſt in dieſer blutigen Schlacht, die ihnen fünftauſend, und den Franzoſen achttauſend Mann ſoll gekoſtet haben.

Indeſſen wurde Ludwig XII durch das Zureden ſeiner Gemahlin aus ſeiner Unſchlüſſigkeit gezogen. Er ſah ein, bey den Geſinnungen der übrigen chriſtlichen Mächte würde er wider den Strom

ſchwimmen müſſen, wenn er das Concilium von Piſa, das endlich außer Mailand nach Lyon verlegt war, länger unterſtützen wollte. In der That erloſch es wie ein zu Ende gehendes Licht von ſelbſt, und als ſchon keine Prälaten mehr da waren, eine Sitzung zu halten, unterſchrieb Ludwig ſeine Aufhebung; er ſandte den Biſchof von Marſeille nach Rom, der das lateraniſche Concilium in Frankreichs Namen anerkannte, und Leo X, friedfertiger geſinnt wie ſein heftiger Vorgänger, kam den übrigen Wünſchen des franzöſiſchen Hofes zuvor, und hob erſt das Interdict und hierauf die Cenſur proprio motu feyerlich auf. Mit eben der Biegſamkeit ſuchte er den Frieden zwiſchen dem Kaiſer und den Venezianern zu vermitteln, allein vergeblich, obgleich der Biſchof von Gurk, den er zum Cardinal erhob, zu dem Ende nach Rom kam. Ein Waffenſtillſtand war die einzige Frucht ſeiner Bemühungen. Das ganze Labyrinth der fernern Unterhandlungen, die ſo häufig angefangen, abgebrochen und erneuert wurden, ganz durchzugehen würde eben ſo langweilig als unnütz ſeyn, da ſie nichts entſchieden. Immittelſt wurde der Krieg hier ſchläfrig, dort lebhafter forzgeſetzt, aber ohne Vorfälle, die jetzt noch bemerkt zu werden verdienten.

Am 1ten Januar des Jahres 1515 ſtarb Ludwig XII. Die Jugend, das Feuer und die ritterhafte Denkungsart ſeines Nachfolgers, Franz des I, ließ mit Recht befürchten, daß nun lange an keinen Frieden würde zu denken ſeyn. Voller Ruhmſucht und begierig das Herzogthum Mailand wieder zu erobern führte er in Auguſt eine Armee nach Italien, von der die franzöſiſchen Geſchichtſchreiber verſichern, ſie ſey die ſchönſte geweſen, die in dieſem Kriege über die Alpen gegangen. Sie beſtand aus zehntauſend

tauſend Mann franzöſiſcher Infanterie, aus zwey und zwanzigtauſend deutſchen Landsknechten und zweytauſend fünfhundert ſogenannten Lanzen oder hommes d'armes, die ohngefähr zwölftauſend Mann Cavallerie ausmachten. Die Schweizer im Mailändiſchen wurden jetzt unter ſich uneinig. Zwey ihrer Anführer, die Herrn von Altſachs und Diesbach, wollten die alten Tractaten mit Frankreich, wozu Franz ihnen Vorſchläge thun ließ, erneuern, und giengen, als ihre Meynung nicht allgemeinen Beyfall fand, mit ohngefähr achttauſend Mann nach der Schweiz zurück. Die übrigen, deren noch zwanzigtauſend waren, ließen ſich von dem kriegeriſchen Cardinal von Sion bereden, der Unterhandlungen unerachtet die mit dem franzöſiſchen Monarchen noch gepflogen wurden, ihn am 13ten Sept. in ſeinem Lager bey Marignano zu überfallen. Nach einem fünfſtündigen Gefecht nöthigte die Finſterniß der einbrechenden Nacht beide Theile den Tag auf der Stelle zu erwarten. Franzoſen, Deutſche, Schweizer ſtanden oder lagen hier dicht bey einander, ohne zu wiſſen, ob ihre nächſten Nachbarn Freunde oder Feinde waren. Vielleicht hat die ganze Geſchichte kein andres Exempel von einer ſo ſonderbaren Situation zweyer feindlichen Heere, die vielleicht ein ſchönes Sujet zu einem großen hiſtoriſchen Gemälde abgeben könnte. König Franz lag auf einer Lavette. Mit dem Tag begann das Gefecht von neuen. Aber nach vier Stunden mußten die Schweizer ſich zurück ziehn, jedoch in der beſten Ordnung, mit allem ihren Geſchütz und ohne vom Feinde verfolgt zu werden. Ihrer ſollen funfzehntauſend, und von franzöſiſcher Seite an die ſechstauſend geblieben ſeyn. Ganz Mailand unterwarf ſich nun dem franzöſiſchen Monarchen. Ein

ſo glänzender Anfang machte ihm Luſt, Neapel wieder zu erobern. Allein Leo X, der gleich nach der Schlacht von Marignano einen Finalvergleich mit ihm ſchloß, redete ihm dieſe Expedition aus in einer Zuſammenkunft mit ihm zu Bologna, wo er auch die Concordaten mit ihm ſchloß, über deren Inhalt, ob er für Frankreich vortheilhaft oder ſchädlich geweſen, die Meynungen der Franzoſen getheilt ſind. Indeß ſtarb Ferdinand der Katholiſche, der feinſte, der ſchlaueſte Kopf ſeiner Zeiten. Deſſen Nachfolger in Spanien, der nachmalige Kaiſer Karl V, bey dem damals noch ſeine Niederländiſchen Miniſter am meiſten Einfluß hatten, die für ein gutes Vernehmen mit Frankreich waren, ſandte den Herrn von Chievres an Franzens Hof, durch deſſen Unterhandlungen ein Tractat zu Noyon 1516 den 13. Aug. geſchloſſen wurde. Maximilian war anfangs ſehr unzufrieden damit. Eine Rimeſſe von zwanzigtauſend Ducaten, die Ferdinand der Katholiſche kurz
1516. vor ſeinem Tode ihm übermachte, hatte ihn in Stand geſetzt, funfzehntauſend Schweizer zu werben, womit er plötzlich in das Mailändiſche gedrungen war und anfänglich große Erwartungen erregte. Als aber bald darauf die Schweizer ihm grade heraus erklärten, daß ſie ihm nicht dienen wollten, wenn ſie nicht bezahlt würden, und als er eine verrätheriſche Correſpondenz eines ihrer Hauptleute glaubte entdeckt zu haben, nach welcher ſie fähig zu ſeyn ſchienen, ihre an Ludovico Moro verübte Treuloſigkeit auch in Anſehung ſeiner zu erneuern, entfernte er ſich plötzlich aus Italien, ſeine ganze Armee zerſtreute ſich, und er trat dem Vergleich von Noyon bey. Die Venezianer bekamen alles Verlorne zurück und bezahlten dem Kaiſer zweyhunderttauſend Ducaten.

Eilftes Kapitel.

Begebenheiten von 1510 — 1516.

Inhalt.

Beſchwerden der deutſchen Nation wider den Pabſt — Maximilians Idee, ihnen durch eine pragmatiſche Sanction abzuhelfen — Wimpheling arbeitet daran — ohne Erfolg — Beſuch der Könige von Polen und Ungarn zu Wien — Doppelter Heirathsvertrag.

Wie der Pabſt nicht allein von der Ligue abgetreten war und ſich mit den Venezianern ausgeſöhnt hatte, ſondern auch daran arbeitete, daß Maximilian vom Reiche keine Hülfe wider die Venezianer erhalten ſollte, als er in dieſer Abſicht den Reichstag zu Augsburg 1510 berufen hatte; ſo ſuchte Maximilian ſeiner Seits ihm auf alle mögliche Weiſe wehe zu thun. Auf eben dieſem Reichstage gieng er damit um, eine Sache einzuleiten, und betrieb ſie Anfangs mit ſeiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit, die, wenn er ſie ausgeführt hätte, der päbſtlichen Herrſchaft in Deutſchland einen empfindlichen Streich würde verſetzt haben. Die Menſchen fühlen den Misbrauch der Gewalt in keinem Stücke ſo geſchwind und ſo lebhaft, als in Geldſachen: jeder andere Eingriff in ihre Rechte und Freyheiten wird eher ertragen, als zu oft wiederholte und zu ſtarke Zuſprüche an ihrem Beutel. Alle übrigen Misbräuche der Römiſchen Kirche, wovon ſo viele ſo offenbar mit dem Wohl der Völker ſtritten, hatten allenfalls einzelne ſtille Klagen derer, die beſſere Einſichten

ten hatten, oder heftige Declamationen einiger kühneren Freunde der Wahrheit veranlaßt. Allgemeine laute Klagen aber, öffentliche Beſchwerden über des Pabſts Uſurpationen; Vorſchläge und Entwürfe, ihnen durch einmüthige Entſchließungen der Nation abzuhelfen, wurden nicht eher vernommen, als bis derjenige Theil der Geiſtlichkeit ſelbſt damit hervor kam, der zwar als ein Mitglied der Hierarchie den Einrichtungen der Römiſchen Kirche ſein Anſehn, ſeinen Glanz und ſeine Reichthümer zu danken hatte, der aber auch unerträglich fand, daß er von ſeinen Einkünften dem Römiſchen Hofe immer mehr und mehr abgeben ſollte. Schon lange hatte die vornehmere deutſche Geiſtlichkeit ſich darüber beſchwert, daß die Gelder, die ſie bey dem Antritt ihrer Stellen nach Rom bezahlen mußten, je mehr und mehr erhöht wurden, ſo daß mancher Churfürſt, um ſein Pallium einzulöſen, mancher Biſchof, um die Confirmation ſeiner Wahl zu bekommen, ſich dergeſtalt in Schulden ſtecken mußten, daß die Einkünfte der reichſten Stifter nicht hinreichten, ſie davon zu befreyen; daß viele in Schulden ſtarben. So fühlbare Bedrückungen pflegen den Geduldigſten Klagen abzupreſſen, daß ſie die Einkünfte der neuerlangten Stifter ſo lang entbehren mußten, indem der Pabſt ſie zog; daß die ſtreitigen Wahlen nur vom Römiſchen Hof entſchieden werden konnten, und daß die Proceſſe darüber zu Rom ſelbſt geführt werden mußten und ſo koſtbar waren; daß ſo viele andere Sachen, die ein churfürſtliches oder biſchöfliches Gericht eben ſo gut hätte entſcheiden können, nach Rom gezogen wurden, wo die päbſtlichen Tribunale und ihre Advocaten es treflich verſtanden, die Proceſſe zu verlängern und ſich dafür aufs beſte bezahlen zu laſſen; daß die

Päbſte ſich ſo manchen Fall vorbehalten hatten, über erledigte deutſche Pfründen zu diſponiren, wodurch den Churfürſten und den Biſchöfen die Gelegenheit benommen wurde, ihre Freunde damit zu verſorgen, alles dieſes war ſchon oft der Inhalt ihrer Klagen auf Reichstagen und Concilien geweſen, und es iſt bekannt, daß ſie beſonders auf den Concilien zu Coſtnitz und Baſel dieſen Beſchwerden ein Ende zu machen ſuchten, daß aber ihre Abſicht durch die Concordate von 1447 ziemlich vereitelt wurde.

Auf dem Reichstage zu Augsburg wurde dem Kaiſer eine Schrift, wahrſcheinlich auf ſeine eigene Veranlaſſung, übergeben, die ebenfalls auf die Abhelfung aller dieſer Beſchwerden abzielte. Wahrſcheinlich war ſie von Jacob Wimpheling, Profeſſor der Theologie abgefaßt, einem Mann der mit einem lebhaften Geiſt helle Einſichten verknüpfte, der wider verſchiedene Misbräuche, die in der Kirche herrſchten, mit Freymüthigkeit und nicht ohne Heftigkeit geſchrieben hatte, den es, als einen feurigen Patrioten, verdroß, daß Deutſchlands Kirche ſclaviſcher vom Pabſte ſollte behandelt werden, als die von Frankreich [a]). Jene Schrift, die dem Kaiſer übergeben wurde, erzählte in zehn kurzen Sätzen alle die Beſchwerden, die die deutſche Nation in Anſehung oberwähnter Punkte wider den Pabſt hatte, und dies geſchah manchmal mit Ausdrücken, die von des Concipienten Verdruß und Unwillen über die päbſtlichen Uſurpationen zeugten. So hieß es im ſiebenten Satz, daß die Regierung der Kirche Unwürdigen anvertraut würde, die geſchickter wären, Mauleſel 1510.

zu

a) Gravamina Nationis Germanicae ap. Freher. T. II. p. 673.

zu weiden und zu leiten, als Menſchen. Alsdann wurden die Mittel angezeigt, wodurch die Abſchaffung dieſer Misbräuche zu bewürken wäre [b]). In dieſem Theile aber der Schrift wird dem Kaiſer eine ſolche Behutſamkeit, eine ſolche Schonung des Römiſchen Hofes empfolen, ihm wird ſo ſehr gerathen, ſich an dem Exempel ſeiner Vorfahren zu ſpiegeln, die durch den Bann der Päbſte unglücklich, die von ihnen abgeſetzt worden; ihm wird der Wink gegeben, daß die Biſchöffe am Ende doch ſich lieber an den Pabſt halten würden; ihm werden ſo viele andere Bedenk-

b) In dieſer Schrift werden einige Gründe von ganz beſonderer Art empfohlen, die die Deutſchen gegen den Pabſt anführen ſollten, warum ſie alle die von ihm verlangten Gelder nicht aufbringen könnten, z. E. unter andern dieſer: Deutſchland hätte ſo viel Wittwen, Waiſen, Kranke, arme Mädchen, die ſonſt zu Huren werden könnten, Hausarme und von veneriſchen Krankheiten Angeſteckte, wovon leider ganz Deutſchland voll wäre, zu unterhalten. Demum natio noſtra non ſolum pro reparatione Eccleſiarum et monaſteriorum auro indiget et argento, ſed etiam pro hoſpitalibus, pro pueris expoſitis, pro viduis, pro puerperis, pro orphanis, pro filiabus pauperum (ne ſtupro cadant) deſponſandis, pro domeſtica inopia laborantibus, pro annoſis et effoetis, pro valetudinariis, ac pro puſtulatis, quorum (proh dolor) plena eſt Germania, alioqui etiam populoſa, uti ſexum minime faſtidiens muliebrem. Freher T. II. p. 679. Des nämlichen Grundes bedient ſich Wimpheling in ſeiner Replik auf zwey Briefe des Aeneas Sylvius. Freher l. c. p. 689. Ueberhaupt findet ſich in den Gedanken und Ausdrücken in den gravaminibus und in der Wimphelingiſchen Replik eine ſolche Aehnlichkeit, daß man bey der erſten Durchleſung auf die Vermuthung kömmt, daß beide einen Verfaſſer haben.

Bedenklichkeiten zu Gemüthe geführt, daß man faſt glauben ſollte: der Concipient habe ihn eher von der Sache abſchrecken, als ihn dazu ermuntern wollen. Daß Maximilian erwähnten Strasburgiſchen aufgeklärten und redlichen Theologen bey dieſer groſſen Sache vorzüglich brauchen wollte, erhellet aus dem Umſtande, daß er einen ſeiner Secretaire mit einem Exemplar von der pragmatiſchen Sanction, wodurch die Rechte der Könige von Frankreich in der franzöſiſchen Kirche wider die Eingriffe des Pabſtes geſichert worden, an Wimpheling ſandte, und dieſem auftrug, einen Plan zu einer ähnlichen Sanction für Deutſchland zu entwerfen und ſich darüber mit dem Secretair zu beſprechen [c]). Wimpheling machte ſich auch mit ſeinem ganzen Eifer an die Arbeit und ſchickte dem Kaiſer zwey Monate nachher den verlangten Plan. Dabey aber blieb es auch, es ſey, daß Maximilian durch die Italieniſchen Angelegenheiten, oder durch andere Urſachen an der Ausführung dieſes Entwurfs verhindert wurde.

Die Mannichfaltigkeit der Abſichten und Entwürfe, mit denen Maximilian ſich oft zur nämlichen Zeit beſchäftigte, und deren viele er, wenn er ſie bis zu einem gewiſſen Punkt gebracht hatte, bald wegen entſtehender Schwierigkeiten, bald andren Entwürfen zu gefallen, bey Seite ſetzte und manchmal ganz zu vergeſſen ſchien, haben ſeinem Ruhm am meiſten geſchadet. Man hat nicht genug auf die Wichtigkeit der Bewegungsgründe Acht gegeben, die ihn von der unvollendeten Ausführung manchen großen Plans zur Befolgung eines neuen abriefen; man

c) Maximilians Brief an Wimpheling ap. Freher. l. c. p. 684.

man hat ihm deswegen Veränderlichkeit und Leichtſinn ſchuld gegeben. Eben ſo wenig hat man die Natur und die Stärke der Hinderniſſe hinlänglich gekannt, die ſich ihm oft, wenn er mitten auf dem Wege zu ſeinem Ziele war, entgegenſtellten, und die ihn bewogen, lieber eine bequemere Zeit abzuwarten, als ſeine Kräfte gegen unüberwindlichen Widerſtand zu verſchwenden. Auswärtige Schriftſteller, die ihn alle als einen Prinzen vorſtellen, der ſich von einer wilden Einbildungskraft von einer Unternehmung zur andern habe fortreißen laſſen, ohne Urtheilskraft um die Thunlichkeit ſolcher Unternehmungen und die wirkſamſten Mittel zu ihrer Ausführung gehörig zu überlegen, ohne Standhaftigkeit, um nicht bey dem Austritt ſich häufender Schwierigkeiten gleich zurück zu weichen, ſind gewiſſermaßen dieſer Ungerechtigkeit wegen, die ſie gegen ſeinen Charakter begehen, zu entſchuldigen, weil ſie ſeine politiſche Situation nicht hinlänglich kannten, vorausgeſetzt, daß dieſe Unbekanntſchaft mit der Situation des Handelnden an einem Geſchichtſchreiber, der den Handelnden beurtheilen will, Entſchuldigung zuläßt. Maximilian in ſeiner Lage als Kaiſer und als Erzherzog von Oeſterreich mußte ſehr verſchiedene Zwecke haben und hatte ſie, und die Verfaſſung des Reichs ſowohl als der öſterreichiſchen Staaten waren ihm zur Erreichung dieſer Zwecke ſehr hinderlich, ſo oft er dazu Geld und Truppen brauchte; denn in Anſehung dieſer beiden Stücke hieng er, wie Erzherzog, von den Landſtänden der verſchiedenen öſterreichiſchen Erblande eben ſo ſehr ab, als von den Reichsſtänden, wie Kaiſer. Das kaiſerliche Anſehn und die damit verknüpften Rechte in Italien wieder herzuſtellen; den deutſchen Staatskörper in eine genauere Verbindung zu bringen und die Stände

de zur Errichtung einer ſtehenden Reichsarmee zu bewegen, das waren offenbar ſeine Abſichten, zu deren Behuf er ſo viele Reichstage berief und ſo unermüdet bald mit den Ständen zuſammen, bald mit ihnen einzeln handelte und ihnen die ſtärkſten Bewegungsgründe, die für dieſe ſeine Vorſchläge angeführt werden konnten, immer unter neuen Geſtalten mit aller Beredſamkeit, der er fähig war, vorlegte. In Anſehung ſeiner Erblande ſuchte er den Ausſichten neuer Erwerbungen, die das Haus Oeſterreich theils ſeinen Vorfahren, theils ihm ſelbſt zu danken hatte, die möglichſte Gewißheit zu verſchaffen, neue zu eröffnen, und in den Erbländern ſelbſt die innern Einrichtungen zu verbeſſern. Dieſe Zwecke hat er ſein ganzes geſchäftiges Leben durch beſtändig vor Augen gehabt, welches gewiß ein Merkmal keines leichtſinnigen, ſondern ausharrenden Charakters iſt. Dieſe Zwecke hatte er einander theils nach ihrer Wichtigkeit, theils nach ihrer leichtern oder ſchwerern Ausführbarkeit ſubordinirt. Wenn er manchmal als Kaiſer einen Lieblingsentwurf, wegen der Kälte, womit die Stände ſich darauf einließen, eine Zeitlang mußte ruhen laſſen; oder wenn er mitten in der Ausführung beym Ausbleiben ihrer verſprochenen Hülfe ihn lieber vorerſt aufgab, als auf Koſten ſeiner Erbländer durchſetzte, die auch nicht allemal bereit waren, ihre Kräfte für das Reich aufzuopfern; wenn er in ſolchen Situationen eine Unternehmung aufzugeben ſchien, die er als Kaiſer angefangen, um eine andere, wozu ſich eben günſtige Umſtände darboten, auszuführen, die ihm als Erzherzog wichtigen Vortheil verſchaffen konnte; ſo werden ſich in dieſem Betragen eher die Spuren eines mit Beſonnenheit überlegenden und ſich nach den Umſtänden richtenden, als eines hitzigen, von

blendenden Chimären fortgeriſſenen Geiſtes bemerken laſſen.

Ein auswärtiger Schriftſteller ſchreibt die Unthätigkeit, die er Maximilianen im Jahre 1515 in dem Kriege wider die Venezianer ſchuld giebt, ſeinem bizarren Charakter zu [d]). Allein die angeſchuldigte Unthätigkeit war gar nicht Maximilians Fehler. Er beſchäftigte ſich den Sommer ſelbigen Jahres mit einer Angelegenheit, die ihm als Erzherzog von Oeſterreich wichtig genug ſeyn mußte, um den Venezianiſchen Krieg weniger emſig zu betreiben. Dieſe Angelegenheit betraf die feſtere Gründung der Hofnung, die das Haus Oeſterreich bereits zur Ungariſchen Krone beſaß, und die Eröffnung einer neuen Ausſicht, auch einſt die Böhmiſche zu ererben. In Betracht der Lage und innern Wichtigkeit beider Reiche hat ein neuerer Autor [e]) Recht zu ſagen, daß die Ausſicht, beide zu beſitzen, dem Hauſe Oeſterreich mehr werth war, als alle Eroberungen, die Maximilian gegen die Venezianer hätte machen können. Wie wohl Maximilian hatte bey dieſem Geſchäfte nicht blos eigennützige Abſichten. Die ſchnelle Ausbreitung der Türken in Europa, die Uebermacht, die ſie in dieſen Zeiten wirklich über ihre Europäiſchen Nachbaren hatten, und die übertriebne Vorſtellung, die man ſich von der Stärke ihrer Heere und von der Unwiderſtehlichkeit ihrer Angriffe machte, ſchienen eine genaue Verbindung und Vereinigung der ihren Einbrüchen am erſten ausgeſetzten Staaten, wie Ungarn und Oeſterreich waren, nothwendig

d) Du Bois hiſtoire de la Ligue de Cambray Vol. II. p. 494.

e) Schmidt Geſchichte der Deutſchen IV. Th. p. 413.

wendig zu machen. Der König von Ungarn und Böhmen Uladislaus hatte von ſeiner Gemahlinn, Anna von Candale in ſeinem Alter eine Prinzeſſin, Anna, und einen Prinzen Ludwig, bekommen. Um jene genaue Vereinigung deſto gewiſſer zu bewirken, obgleich das Haus Oeſterreich ſchon die oben angeführten Anſprüche an die Ungariſche Krone hatte, war Maximilians Entwurf, den Prinzen von Ungarn und Böhmen, Ludwig, mit ſeiner Enkelinn Maria, einer Tochter ſeines Sohnes, Philips, und die Ungariſche Prinzeſſinn Anna mit einem ſeiner beiden Enkel, Karl oder Ferdinand, zu vermählen. Uladislaus war ein Bruder von Sigismund dem Erſten, Könige von Polen, einem Reich, das damals noch nicht ſo unglücklich war, durch die ſpäter eingeriſſenen Misbräuche in ſeiner Verfaſſung, durch die Zügelloſigkeit ſeiner Großen, durch ihre Factionen, durch Abſchaffung weiſer und Einführung unſinniger Geſetze bis zum niedrigſten Grade von Ohnmacht und Anarchie geſunken zu ſeyn, da es ſeinem Umfange und natürlichen Vorzügen nach einen Platz unter den erſten Staaten von Europa behaupten ſollte. Polen war damals denen ſeiner Nachbaren, die jetzt über ſeine politiſche Exiſtenz entſcheiden können, mehr wie völlig gewachſen. Sigismund regierte in dieſem Reiche mit großem und nicht unverdientem Anſehn. Da er bey ſeinem Bruder, dem Könige von Ungarn und Böhmen durch ſeinen Rath viel vermochte; ſo war daran gelegen, ſeinen Beyfall zu dieſen Heirathsentwürfen zu erlangen. Es waren aber einige Irrungen unter ihnen entſtanden. Verſchiedene Jahre wurde über die Sache negociirt; endlich legten Sigismund und Uladislaus bey Maximilian einen Beſuch zu Wien ab, und Maximilian brachte ſelbſt nach ſeinem Wunſche alles zu

Stande, was ſeine Geſandten glücklich eingeleitet hatten.

Von den Geſandten, die er zu dieſem Geſchäfte gebraucht hatte, waren der Cardinal von Gurk, deſſen wir ſchon oft erwähnt haben, und Johann Cuſpinian die vornehmſten. Dieſer Cuſpinian, oder wie ſein deutſcher Name, den er in einen lateiniſchen verwandelte, eigentlich hieß, Spieshammer, aus Schweinfurt in Franken gebürtig, ſtudirte zu Wien Mathematik und alte Litteratur; in dieſer leztern war Conrad Celtes ſein Lehrer. Blos ſeine Geſchicklichkeiten und Verdienſte erwarben ihm Maximilians Gunſt, der ihn nach Celtes Tode zum Bibliothekar, und nachher zum Hiſtoriographen, zum Rath und zum Anwald von Wien machte. Von ſeinen litterariſchen Fähigkeiten zeugen ſein lateiniſches hiſtoriſches Werk von den Kaiſern von Julius Cäſar bis Maximilian, und ſein Journal ebenfalls in lateiniſcher Sprache von dem Beſuche der beiden Könige bey Maximilian zu Wien [f]. Seine Tüchtigkeit zu Geſchäften erhellet nicht blos aus den Zeugniſſen gleichzeitiger Schriftſteller, aus dem häufigen Gebrauch, den Maximilian von ihm beſonders in Geſandſchaften machte, und aus den vielen Unterredungen, die er manchmal über die wichtigſten Angelegenheiten bis ſpät in die Nacht mit ihm hatte, ſondern auch aus dem Glück, das er hatte, ſeine Aufträge in Geſandſchaften zum Vergnügen des Kaiſers auszurichten, welches eine gewiſſe Kunſt mit den Menſchen und insbeſondere mit den Groſsen umzu-

f) Joh. Cuſpiniani Diarium de congreſſu Maximiliani etc. ap. Freher. T. II. p. 587. Nachrichten von ſeinen Lebensumſtänden giebt Struve daſelbſt in ſeinem Vorberichte.

umzugehn, voraus ſetzt. Cuſpinian war es, der es einleitete, daß der König von Polen zur Beylegung der kleinen Irrungen zwiſchen ihm und Maximilian geneigt wurde, und ſich entſchloß, ſeinen Bruder, den König von Ungarn, auf der Reiſe nach Wien zu begleiten. Beide Monarchen legten den Beſuch erſt 1515. im Julius ab; verſchiedene Hinderniſſe von Seiten des Kaiſers hatten einen Aufſchub ihrer Reiſe von einem ganzen Monat veranlaßt. Dieſe Zeit über warteten ſie in Presburg, bis die Hinderniſſe gehoben waren, und der Cardinal von Gurk, Cuſpinian und die übrigen Geſandten des Kaiſers leiteten die Ehetractaten und die übrigen Verbindungen ein, die zu Wien völlig ſollten geendiget werden.

Der Einzug beider Monarchen zu Wien, am 17ten Jul. war von allem dem Pomp begleitet, der bey halbcultivirten Völkern ſo beliebt iſt. Der Kaiſer gieng ihnen den Tag vorher bis Trautmannsdorf fünf Meilen von Wien entgegen mit einem Gefolge, das mit einem Heere konnte verglichen werden. Maximilian ſelbſt und der König von Ungarn ließen ſich in Sänften tragen, und die Prinzeßinn Anna ſaß auf einem vergoldeten und bemahlten Wagen, der von acht weißen Pferden gezogen wurde. Viele Ungarn und Polen bedienten ſich einer leichten Art von Wagen, die ſie in ihrer Sprache Kottſchi nannten [g]). Im Gefolge der beiden beſuchenden Könige waren viele Magnaten aus beiden Reichen. Nach der erſten Begrüſſung der drey Monarchen unter einander, wandte ſich Sigismund an dieſe Magnaten und ſagte: „auf des Kaiſers Wort bin „ich hier gekommen, ob mir gleich viele geſagt ha„ben, er ſey mein Feind; auf des Kaiſers Wort „gehe

g) Idem ib. p. 603.

„gehe ich mit ihm nach Wien, wer mir traut, fol-„ge mir, wer ſich fürchtet, mag zurück gehn.“ Der Zug, der aus mehr wie viertauſend Perſonen zu Pferde beſtand, mochte für neugierige Augen viel beluſtigendes haben, da ſich dieſe Zeiten mehr durch koſtbaren ungewöhnlichen und ſeltſamen Pomp, als durch Wahl und Geſchmack charakteriſirten, und jede Nation, die hier zuſammen kam, Deutſche, Polen, Ungarn, Tartarn, Ruſſen (denn von dieſen beiden letztern Völkern waren kriegsgefangne Sclaven im Gefolge der beiden fremden Monarchen) ihre Tracht aufs beſte aufgeſtutzt hatte.

Am 19ten begaben ſich beide Könige mit ihren Räthen und Magnaten des Morgens um acht Uhr zum Kaiſer, der ebenfalls ſeine Räthe verſammelt hatte. Er eröfnete die Rathſchlagungen, die gehalten wurden, mit einer Rede, die faſt eine Stunde währte und von allen bewundert wurde. Sie betraf die Nothwendigkeit, gegen die Türken gemeinſchaftliche Maaßregeln zu ergreifen. Der Cardinal von Gran beantwortete ſie im Namen beider Könige, nachdem er vorher zu ihnen gegangen war und ihre Befehle vernommen hatte. Die ganze Verſammlung beſtand aus hundert Perſonen. Cuſpinian verglich ſie mit dem Römiſchen Senat. Die folgenden Tage wurden abwechſelnd mit Luſtbarkeiten und Rathſchlagungen zugebracht.

Am 22ſten wurde der Heirathsvertrag unterſchrieben. Er war des Inhalts: Maximilian ſelbſt ſollte mit der Prinzeßinn Anna getrauet werden, wenn aber binnen Jahresfriſt einer ſeiner beiden Enkel, Ferdinand oder Karl, eine Ehe mit der Prinzeßinn eingehen wollte, ſo ſollte die gegenwärtige Verbindung der Prinzeßinn mit dem Kaiſer null und nichtig ſeyn; wenn ſie aber nicht binnen einem Jahr

Jahr und drey Monaten die wirkliche Gemahlinn eines der beiden Enkel würde; ſo ſollte ihre Ehe mit Maximilian beſtehen und vollzogen werden, Maximilians Enkelinn ſollte mit dem Ungariſchen Prinzen Ludwig vermählt werden [h]). Dieſem Tractat zufolge wurde Maximilian am nämlichen Tage mit der Prinzeßinn Anna und der Ungariſche Prinz Ludwig mit der Prinzeßinn Maria getrauet. Die Heirath der beiden letztern wurde 1520 wirklich vollzogen. Ein Jahr nachher 1521 bekam die Prinzeſſinn Anna von den beiden ihr zugedachten Brüdern den jüngſten, Ferdinand zum wirklichen Gemahl, und wurde die Stammmutter der deutſchen Linie des Hauſes Oeſterreich. Die Erwerbung der beiden Königreiche Ungarn und Böhmen für das Haus Oeſterreich, die Maximilian bey dieſer Heirath mit zur Abſicht hatte, erfolgte wirklich 1526, da Ludwig in der Schlacht bey Mohatſch geblieben war, ohne Erben zu hinterlaſſen.

Erſt am 6ten Auguſt trat der König von Polen] die Rückreiſe an; ſein Bruder, der König von Ungarn, war einige Tage früher aufgebrochen.

Für den Publiciſten iſt noch ein merkwürdiger Umſtand von dieſer Zuſammenkunft anzuführen, der vielleicht mehr ein Beweis von dem geringen Grade von Kenntniß iſt, die man damals an den Höfen von Ungarn und Polen von dem deutſchen Staatsrecht hatte, als von wirklichen Abſichten Maximilians, dieſes Staatsrecht in einem ſo wichtigen Punkte, wie das Wahlrecht der Stände iſt, zu verändern. Maximilian erklärte nämlich den Prinzen von Ungarn, den er an Sohnes ſtatt annahm, zum Generalreichsvicarius, und nach ſeinem Tode zu ſeinem rechtmäßigen Nachfolger in der kaiſerlichen Würde.

h) Du Mont T. IV. P. I. p. 212.

de [i]). Man findet in den gedruckten Nachrichten nicht die geringſte Spur von Folgen, die dieſes ſonderbare Verſprechen bey dem Ungariſchen Hofe ſowohl als bey den deutſchen Ständen hätte haben können [k]).

i) Siehe die Urkunde, in Müllers Staatscabinet T. I. p. 2 u. ſ. f. Die Sache ſcheint äußerſt geheim gehalten zu ſeyn. Cuſpinian ſpricht an verſchiedenen Stellen von geheimen Angelegenheiten, die die Monarchen unter ſich verhandelt hätten. Georg Spalatinus iſt der einzige Schriftſteller, der ausdrücklich etwas davon erwähnt. S. Struvii Corpus T. II. p. 977. not. 97.

k) Am 22ſten vor der Trauung wohnte der Kaiſer mit ſeinen königlichen Gäſten dem Gottesdienſt bey, der mit einer Muſik geſchloſſen wurde. Nach deren Endigung wollte Richard Bartholinus von Perugia, Capellan des Biſchofs von Gurk eine Rede halten. Allein er hatte noch nicht den dritten Theil hergeſagt, als ſeine Freunde ihm riethen, aufzuhören, weil die ungeduldigen Polen, Ungarn, Tartarn ꝛc. ein ſolch Geräuſch machten, daß diejenigen, die vielleicht an ſeiner Beredſamkeit Geſchmack gefunden hätten, ihn doch nicht hören konnten. Der gute Mann erzählt es ſelbſt nicht ohne Empfindlichkeit. Damals, ſagt er, ſey ihm das Terenzianiſche Dii boni, quantum homo homini praeſtat, eingefallen. Sich zu tröſten, fügt er die Betrachtung hinzu, einer müßte, wie Ajax wahnſinnig ſeyn, der verlangen wollte, als Redner unter Leuten bewundert zu werden, die junge Füllen äſſen und Pferdeblut mit dicker Milch trünken. Vermuthlich hatte er dies von den Tartarn geſehn, die ſich im Gefolge des Königs von Polen befanden. Richardi Bartholini Hodoeporicon ap. Freher. T. II. p. 658.

Dem Kaiſer ſoll die Bewirthung zweyhundert tauſend Rheiniſche Gulden gekoſtet haben. ib. p. 671.

Zwölftes

Zwölftes Kapitel.

Begebenheiten von 1516 — 1518.

Inhalt.

Maximilians Verlangen, die Türken zu bekriegen — Gründe dazu — Reichstag deswegen zu Augsburg 1518 — Leo X ermahnt dazu durch ſeine Geſandten — heftige Rede eines Lütticher Geiſtlichen wider den Pabſt — Eine andre ſatyriſche Rede wider ihn, deren Autor wahrſcheinlich Ulrich von Hutten — Eindrücke, die beide Reden machen — Was die Stände beſchließen.

Als weltliches Oberhaupt der Chriſtenheit, ein, wo nicht aus dem ganzen Europa, doch aus deſſen vornehmſten Staaten zuſammengebrachtes Heer gegen die Türken anzuführen und dieſe aſiatiſche Barbaren über den Helleſpont nach dem Welttheile, dem ſie angehören, zurück zu treiben, — dieſes war Maximilians große Lieblingsidee, in der ſich, nach ſeinem eigenen Geſtändniß [a]), von ſeiner erſten Jugend an alle ſeine Gedanken, Entwürfe und Wünſche concentrirt hatten. Die Kenntniß, die ihm ſeine Erfahrung von den Triebfedern verſchafte, wodurch zu ſeiner Zeit die Staaten in Bewegung geſetzt wurden, mußte ihn bald überzeugen, daß die Zeiten der Kreuzzüge vorbey waren, daß die Europäer keine Luſt mehr hatten, in fernen Landen fremde Völker aufzuſuchen und ſich mit ihnen

a) In ſeinem Schreiben an Pabſt Leo X. ap. Raynald. ad an. 1517.

nen herum zu ſchlagen, blos deswegen, weil man ſie ihnen als Feinde, als Verfolger des chriſtlichen Glaubens beſchrieben hatte; ſondern daß ſie zur Ergreifung der Waffen durch keine andere Gründe, als die ſich auf ihr gegenwärtiges zeitliches Intereſſe bezogen, konnten bewogen werden. Gleichwohl ließ er ſich nicht abſchrecken, verſchiedene Verſuche in dieſer Abſicht zu machen, indem er gelegentlich verſchiedenen Höfen Vorſchläge zu ſolchen heiligen Expeditionen thun ließ, die aber alle mit Kälte vernommen und mit allerley Entſchuldigungen abgelehnt wurden. Daß Frankreich, Spanien, Portugal und andere von dem Theater, wo die Türken jetzt eine ſo furchtbare Rolle ſpielten, entferntere Länder nicht mehr blos für die Ehre und für den Namen der Chriſtenheit ihre beſten Kräfte aufopfern wollten, war ihnen nicht zu verdenken. Hingegen die Situation der Deutſchen, der Polen, der Ungarn und der Italiener war, in Anſehung der immer mehr und mehr um ſich greifenden Uebermacht der Türken, von der Beſchaffenheit, daß man nicht leugnen kann, ihr politiſches Intereſſe und ihre Selbſterhaltung erfoderten es, daß ſie ſich dem ihnen gemeinſchaftlich drohenden Feinde mit vereinigter Macht widerſetzten, und es war blos den verſchiedenen Gebrechen und Mängeln in den Staatsverfaſſungen dieſer Nationen zuzuſchreiben, daß ſie keine gemeinſchaftliche ernſtliche Vertheidigungsanſtalten trafen, ob ſie gleich ſahen, wie die Türken von Jahr zu Jahr ihre Eroberungen vermehrten und ſchon Miene machten, auch ſie, die genannten Nationen, gleich den ausgearteten Griechen, ihrer vielleicht mehr ſchimpflichen als drückenden Herrſchaft zu unterwerfen. Auf manchem Reichstage hatte Maximilian gezeigt, wie

noth-

nothwendig es für Deutſchland war, nicht zuzugeben, daß die Türken ihre Provinzen mit Ungarn, wornach ſie ſchon ſo lüſtern waren, vermehrten, und dadurch gefährliche Nachbaren von Deutſchland würden. Man wollte lieber die Gefahr näher kommen laſſen, als ihr entgegen gehn, vielleicht aus geheimer Eiferſucht gegen Maximilian, der, im Fall eines glücklichen, von Eroberungen begleiteten Zuges gegen die Türken der einzige war, der vermöge der Lage ſeiner Erbſtaaten und der Rechte, die er bereits an die Ungariſche Krone hatte, Vortheile davon ernten konnte.

Die allgemeine Ruhe, die ſeit dem Frieden mit den Venezianern im ſüdlichen Europa herrſchte, und einige Begebenheiten, die ſeitdem vorfielen, und wodurch die Vorſtellungen von der Uebermacht der Türken und von der Wahrſcheinlichkeit, daß auch Italien und Ungarn in kurzem ihre Beute werden müßte, aufs neue erregt wurden, ſchienen Maximilian eine günſtige Gelegenheit, noch einmal zu verſuchen, ob er endlich mehr Neigung bey den chriſtlichen Nationen, die dabey am meiſten intereſſirt waren, finden würde, ihm ſeine Entwürfe wider die Türken ausführen zu helfen. Algier, bis dahin ein unabhängiges Königreich, hatte ſich dem Schutz der Pforte unterworfen und von ihr einen Regenten annehmen müſſen, den berühmten Barbaroſſa, deſſen kühne Unternehmungen die italieniſchen an der See gelegenen Städte und Provinzen zittern machten. Selim I, einer von den ſelbſtthätigen Beherrſchern der Osmannen, durch deren Muth und Klugheit der Thron errichtet wurde, den in ſpätern Zeiten meiſtens nur träge Weichlinge beſeſſen haben, hatte

das Reich der Mammlucken, das ſich über Aegypten und Syrien erſtreckte, über den Haufen geworfen, und es war zu befürchten, daß die Ruhm- und Herrſchſucht ihn verleiten würde, nach dem Umſturz eines Reichs, das ſeit Jahrhunderten im Orient ſo furchtbar geweſen war, und nach der Eroberung ſo mächtiger Provinzen im Orient, ſeine ſiegende Waffen nun auch nach dem Occident zu wenden. Glücklicherweiſe für Europa hatten ſeine aſiatiſchen Siege die Eiferſucht der Perſer gereizt, und die Beſchäftigung, die ihm dieſe ſeine eben ſo kühne und muthige als ſtandhafte Rivale gaben, ſchien nicht blos Maximilian, ſondern auch dem einſichtvollen Leo X der bequemſte Zeitpunkt, die Türken aus Europa wieder zu vertreiben. Der Pabſt ſuchte die chriſtlichen Mächte dazu durch Geſandte und durch Schreiben zu ermuntern. Maximilian berief vorzüglich in dieſer Abſicht (denn er hatte auch andere Veranlaſſungen dazu, wovon wir nachher reden wollen) einen Reichstag nach Augsburg, der im
1518. Auguſt eröfnet wurde. Die beiden päbſtlichen Legaten waren der Cardinal von Gurk und Thomas Cajetanus, der als Cardinal den Titel ſancti Sixti führte. Zwiſchen dieſem leztern und den Churfürſten entſtand ein Rangſtreit, der von dem Cardinal von Gurk auf eine feine Art dergeſtalt vermittelt wurde, daß beide Theile zufrieden waren [b]). Am 1ſten Auguſt empfing der Erzbiſchof von Mainz, Albrecht, geborner Markgraf von Brandenburg, mit großer Feyerlichkeit von der Hand des Cardinals Cajetan den

b) Richardi Bartholini de conventu Auguſtano narratio ap. Senkenb. in Selectis iuris et hiſtoriar. T. IV. p. 625 ſq.

den Cardinalshut, von dem damals ein deutſcher Churfürſt noch glauben konnte, daß er ſeiner Würde neuen Glanz ertheilete. Nachdem dieſe Ceremonie vorbey war, die, wie es ſcheint, als die wichtigere, vorangieng, wurde eine andere vorgenommen. Der Cardinal überreichte dem Kaiſer einen vom Pabſt geweihten Degen und Hut zum Türkenkrieg. Am folgenden Tage wurden die eigentlichen Reichstagsverhandlungen angefangen, die aber innerliche Angelegenheiten betrafen, bis endlich die beiden päbſtlichen Legaten die verlangte Audienz bekamen, wobey der Cardtnal Cajetan eine weniger gekünſtelte, weniger Ciceronianiſche Rede hielt, als man es in dieſen Zeiten von den italieniſchen Geſandten gewohnt war; ſie war dem Charakter eines Geſchäftmannes und der Verſammlung, die auf die Wichtigkeit der Sache und nicht auf die Kunſt des Vortrags Acht geben ſollte, angemeſſen. Er zeigte die Nothwendigkeit, ſich wider die Türken zu vereinigen, die in der That in dem damaligen immer ſteigenden Anwachs der türkiſchen Uebermacht und in der ſchlechten Verfaſſung Ungarns ſowohl als Italiens ſo ſehr gegründet war, daß es endlich einmal Zeit iſt, aufzuhören, die Vorwürfe nachzuſchreiben, die dem Römiſchen Hofe von ſeinen Gegnern gemacht wurden, als ob er dieſe Verbindung gegen die Türken nur vorgeſchlagen haben, um das dazu allenfalls bewilligte Geld in ſeine Hände zu bekommtn. Es iſt nicht zu leugnen, Leo X, ein freygebiger und den Vergnügungen ergebener Herr, gebrauchte viel: es iſt auch gegründet, daß ſeine Vorgänger, daß insbeſondere Alexander VI unter dem Vorwande, Anſtalten gegen die Türken zu machen, Gelder aus Deutſchland zogen und ſie zu ganz andern Gebrauch, als wozu ſie hergegeben waren, verwandten. Allein warum

warum ſoll man Leo den X gerade auch dasmal ſo eigennütziger Abſichten beſchuldigen, da wirklich Italien ſelbſt, an deſſen Sicherheit ihm doch gelegen war, mit jedem Jahr einen Angriff von der Pforte ſelbſt oder von ihrem furchtbaren Vaſallen, von Barbaroſſa in Algier, zu fürchten hatte? Hinzugefügt, daß die päbſtlichen Geſandten ſo ernſtlich erklärten, daß ſie, um allen Verdacht zu entfernen, nichts mit der Caſſe, die ſie zum Behuf dieſes Türkenkrieges vorſchlugen, zu thun haben wollten, ſo ſieht man keinen Grund, die Aufrichtigkeit ihrer Verſicherung in Zweifel zu ziehen [c]). Die Stände gaben vorerſt die allgemeine Antwort, ſie würden nicht ermangeln, das ihrige zu einem ſo löblichen und nothwendigen Unternehmen beyzutragen, die Sache wäre aber reiflicher zu überlegen, und ſie würden nächſtens eine umſtändlichere Antwort geben.

Die Rathſchlagungen über die Vorſchläge des Legaten, die Maximilian mit allen Gründen, die die Sache ſelbſt an die Hand gab, unterſtützte, wurden bald durch Rangſtreitigkeiten, bald durch andere Angelegenheiten unterbrochen und zogen ſich ſo ſehr in die Länge, daß die von den Ständen verſprochene Antwort erſt am letzten Auguſt erfolgte. In der Zwiſchenzeit kamen Nachrichten von der Rückkunft Selims nach Conſtantinopel, von ſeinen furchtbaren Rüſtungen, von einer Landung türkiſcher Corſaren bey Gaeta, von einem Ueberfall Belgrads, den die Türken unternommen hätten. Alle dieſe Nachrichten wurden von wenigen geglaubt und von vielen für Erdichtungen gehalten, die mit Fleiß ausgeſprengt würden,

c) Oratio Legatorum ap. Freh. T. II. p. 698.

würden, um die Deutſchen deſto eher zu bewegen, ihre Beutel zu eröffnen. Gleichwohl wurde die letzte dieſer Nachrichten von einem Angriff der Türken auf Belgrad von dem ungariſchen Geſandten beſtätigt [d]). Am 18ten Auguſt, da die polniſchen Geſandten, die an den Reichstag abgeordnet waren, Audienz haben ſollten, hielt Maximilian vorher in der vollen Verſammlung der Stände eine lange Rede, worinn er nochmals die Gründe für einen wider die Türken zu beſchlieſſenden Krieg in ihr ſtärkſtes Licht ſetzte und alles ausführte, was er über die Mittel und den Plan, ihn zu führen, überlegt und nachgedacht hatte. Von den polniſchen Geſandten hielt darauf der Biſchof von Plock ebenfalls eine Rede an die Stände von der Nothwendigkeit, gemeinſchaftliche Maaßregeln wider die Türken zu ergreifen [e]).

Endlich erfoderte doch der Wohlſtand, den päbſtlichen Geſandten die verſprochene Antwort zu ertheilen. Indem die Stände verſammelt waren, um darüber zu einem Entſchluß zu kommen, trat ein lütticher Geiſtlicher auf, der im Namen ſeines Biſchofs zugegen war, und wollte eine lange Rede halten. Allein die Fürſten hatten der Reden ſchon genug, des Anſtandes halber, hören müſſen; ſie wollten ſich der Langenweile, die ſie von einer neuen befürchteten, nicht ohne Noth ausſetzen. Der lüttiſcher Demoſthenes mußte ſich wieder ſetzen; doch wurde ihm befohlen, das, was er zu ſagen hätte, ſchriftlich mitzutheilen. Er langte gleich ſeine Rede, die er aufgeſchrieben hatte, aus ſeinem Buſen hervor; ſie

d) Rich. Bartholin. l. c.

e) Id. ib.

ſie wurde vorgeleſen; ſie enthielt die heftigſten Klagen über die Eingriffe des Pabſtes in die Rechte der deutſchen Kirche und über die Kunſtgriffe des Römiſchen Hofes, die Deutſchen um ihr Geld zu bringen. Die Vorleſung dieſes Aufſatzes hatte die Wirkung, daß die letzte Entſchließung wegen der den päbſtlichen Legaten zu ertheilenden Antwort bis auf den folgenden Tag aufgeſchoben wurde. Es fehlte nicht an einigen, die dieſe bittere Declamation gegen den heiligen Stuhl ernſtlich mißbilligten und die Urheber ſolcher Klagen als Störer des innern Friedens der Kirche betrachten wollten. Endlich wurden die Stände wegen der Antwort einig. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß die Rede des Lüttichers ſie beförderte. Es gab mehr und geiſtvolle Gegner des Pabſtes auf dieſem Reichstage, die vielleicht bey ſich überzeugt waren, daß er auch dieſesmal bey ſeinen Vorſchlägen zu einem Türkenkriege nur die Abſicht habe, Geld zu machen, und die dieſe ihre Ueberzeugung den ſämmtlichen Ständen mitzutheilen ſuchten. Es gieng ein geſchriebener Aufſatz herum, der als eine Rede an die Fürſten eingekleidet war, und worin die Rede des Legaten Cajetan Schritt vor Schritte widerlegt wurde. Darinn wurde behauptet, es wäre kein Theil der Chriſtenheit, der nicht vom Römiſchen Hofe berückt worden; am meiſten aber wäre dieſes der Fall von Deutſchland; man müßte nicht geſchehen laſſen, daß Satans Engel ſich in einen Engel des Lichts verkleide, und das Volk wähnen mache, es bringe ſeine Opfer Gott, wenn es ſie dem Geize laſterhafter Menſchen bringe. Den Türken zurück zu ſchlagen wäre ein rühmliches Vornehmen, aber der Türk, der am meiſten zu fürchten, wäre nicht aus Aſien gekommen; wäre in Italien zu ſuchen, gegen jenen könnte Deutſchland ſich immer noch genug verthei-

digen; den Italieniſchen Türken zu bezwingen, wäre die ganze Chriſtenheit nicht genug; der Bann, vor dem ſich einige im Weigerungsfall fürchteten, habe gar nichts zu bedeuten; der Himmel werde nicht auf den Wink eines Florentiners — (Leo X war aus dem florentiniſchen Hauſe Medices) zürnen oder ſich verſöhnen laſſen, und alles Geld, das die Deutſchen aufbringen würden, wenn ſie ſo leichtgläubig wären, würde zur Vergrößerung dieſes florentiniſchen Hauſes dienen und alſo ein Tribut ſeyn, den die deutſchen Stände dieſer ehrſüchtigen Familie zahlten [f]).

Wenn Ulrich von Hutten, ein Mann von kühnem feurigen Geiſte und von angenehmen Talenten, der dem Reichstage beywohnte, und deſſen Genie vorzüglich zu heftigen, ſatyriſchen Declamationen aufgelegt war, wirklich der Verfaſſer davon war, wie damals und lange nachher geglaubt worden; ſo iſt zu vermuthen, daß er den Eindruck, den ſie machte, in Geſellſchaften und im Umgange, bey jeder Gelegenheit, wozu es ihm als einem Ritter aus einem angeſehenen Hauſe nicht fehlen konnte, durch ſeine heftige Beredſamkeit und durch ſeinen lebhaften Witz noch merklich werde verſtärkt haben [g]).

f) Diſſuaſoria ap. Freher. T. II. p. 701.

g) Es iſt ganz der Huttenſche Geiſt, der dieſe Rede eingegeben hat. Allein, am Ende ſagt der Verfaſſer von ſich ſelbſt, er habe von dem Biſchoffe zu Würzburg die Prieſterweihe empfangen. Hieraus ſchließt Struve in ſeiner Edition des Frehers T. II. p. 676. Hutten, der kein Prieſter war, könne dieſe Rede nicht geſchrieben haben. Dieſer Einwurf wäre entſcheidend, wenn die Stelle ſo buchſtäblich müßte verſtanden werden. Allein vielleicht wollte Hutten,

Die Antwort, über die die Stände endlich einig wurden, ſie den päbſtlichen Legaten auf ihre verſchiedenen Vorſchläge zu ertheilen, war des Inhalts, daß ein Offenſivkrieg gegen die Türken eine viel zu große Unternehmung wäre, als daß man ſich darauf einlaſſen könnte, ſo lange man nicht gewiß wäre, eine Armee von funfzigtauſend Mann, die wenigſtens dazu erfodert würde, gehörig beſolden und mit allen Bedürfniſſen verſorgen zu können, deren Anſchaffung in jenen bereits ſo ſehr verwüſteten Ländern, die der Kriegsſchauplatz ſeyn ſollten, ſehr beſchwerlich und koſtbar fallen würde. Die Legaten hatten vorgeſchlagen, daß eben zum Behuf dieſer Koſten eine allgemeine Steuer in Deutſchland ſollte gefodert werden. Dazu ſollten die Geiſtlichen den zehnten Theil ihrer Einkünfte, die reicheren Weltlichen den zwanzigſten und die ärmern den funfzigſten bezahlen. Wider den erſten Theil dieſes Vorſchlages wurde eingewandt, daß die Geiſtlichkeit dadurch ſehr würde beſchweret werden, als die ſchon genug und mehr wie die Geiſtlichkeit irgend eines andern Lan-

als Verfaſſer, ſich verbergen; vielleicht dichtete er ſie einem Prieſter an, um dadurch die Satyre zu verſtärken. Auch ſieht die ganze Stelle, wo er dieſer ſeiner vermeinten Prieſterſchaft erwähnt, einer ſatyriſchen Wendung ähnlich. Sie ſteht am Schluß der Rede, und er leitet dadurch eine ſehr boshafte Fürbitte für den Pabſt ein. Sie lautet ſo: Nos, qui ab eo (nämlich dem Biſchof von Würzburg) Sacerdotum collegio decorati ſumus, audentius deprecari volumus: Oremus pro pontifice noſtro. Dominus conſervet eum, et vivificet eum et beatum faciat eum in terra, et non tradat eum in manus inimicorum ejus. In manus inimicorum traditur, quando audire contemnit eum qui dicit: Ego Dominus amans judicium et *odio habens rapinam etc.*

Landes vom Römiſchen Hofe mit Abgaben gedrückt würde, und bey Gelegenheit dieſes Punktes wurden alle Klagen über die Kränkungen, die die deutſche Kirche den Concordaten zu Trotz vom Pabſt erleiden müßte, wiederholt. In Anſehung des zwanzigſten und funfzigſten, den die Weltlichen bezahlen ſollten, wurde angeführt, daß ſchon ſo oft Abgaben von den Unterthanen zum Behuf vorgegebener Türkenkriege, die aber nie ausgeführt worden, gehoben wären, daß man ihnen dergleichen nicht aufs neue zumuthen könnte; die Fürſten müßten vorher die Sache mit ihren Landſtänden überlegen, ob dieſe ſich dazu verſtehen würden [h]).

Dieſe Antwort, die dem Kaiſer zur Genehmigung vorgelegt wurde, ſtimmte zu wenig mit ſeinen Erwartungen und Wünſchen überein, als daß er nicht geſucht hätte, zu verhindern, daß ſie wirklich den Legaten übergeben würde. Er ließ ſie den Ständen des folgenden Tages ohne ſeine Ratification wieder zuſtellen, und nun wurde beliebt, den Legaten durch eine Deputation blos die mündliche Antwort zu ertheilen, daß die Stände nach reiflicher Erwegung aller Umſtände nöthig gefunden hätten, wegen Wichtigkeit der Sache vorher mit den Landſtänden zu Rathe zu gehn, und das Weitere auf einem nächſten Reichstage, wozu ſie die Zeit, ehe ſie aus einander giengen, anſetzen wollten, zu beſchließen [i]). Maximilian ſowohl als die Legaten fuhren dem ohnerachtet fort, ſich alle Mühe zu geben, durch Vorſtellungen und Zureden noch einen andern Entſchluß bey den Ständen zu bewirken. Auch die polniſchen und ungariſchen Geſandten arbeiteten daran, indem ſie zu mächtigem Beyſtand, den ihre Nation

h) Rich. Bartholin. l. c.
i) Idem ib.

leiſten würde, Hoffnung machten. Alles, was die Bemühungen des Kaiſers, der Legaten und der Geſandten ausrichteten, war, daß endlich der Schluß, der am 13ten Sept. gefaßt wurde, dahin ausfiel: Drey Jahre lang ſollte jeder Communicant im Reiche jährlich ein Zehntheil eines Rheiniſchen Gulden bezahlen; die Reichsſtände ſollten nach Belieben mehr dazu beytragen; von dieſen Geldern ſollten Truppen angeworben und die übrigen Bedürfniſſe angeſchafft werden; nächſtens ſollte man zu Worms wieder zuſammen kommen und das Weitere überlegen und beſchließen. Maximilian verſprach dieſen neuen Reichstag auf das Feſt der heiligen drey Könige des folgenden Jahres auszuſchreiben [k]).

Eine andere Angelegenheit, die Maximilian auf dieſem Reichstage gerne zu Stande gebracht hätte, betraf die Wahl ſeines Enkels, des jungen Karls, Königs von Spanien, zu ſeinem Nachfolger in der Kaiſerwürde. Karl ſelbſt ſandte große Geldſummen aus Spanien nach Deutſchland, um die Sache zu befördern. Schon damals bewarb ſich auch König Franz I von Frankreich um dieſe Ehre; Leo X hingegen bemühte ſich insgeheim die Stände zu bereden, beide mit der Wahl vorbeyzugehn, weil ſie beide für die Freyheiten und Rechte der Stände zu mächtig wären. Die Churfürſten von Brandenburg und Trier waren öffentlich der Wahl des jungen Karls zuwider; der Churfürſt von Sachſen wollte ſich nicht deutlich erklären, und Maximilian erlebte die Freude nicht, ſeinem Enkel den Weg zu dieſer hohen Würde, die ihm doch nachher zu Theil wurde, ganz gebahnt zu haben [l]).

k) Fugger VI. 19. p. 1358.

l) Seckendorff Comment. L. XVI. p. 42.

Drey-

Dreyzehntes Kapitel.

Inhalt.

Damalige herrſchende Ideen und Geſinnungen in Anſehung des kirchlichen Verderbens — Luthers Charakter — Er widerſezt ſich dem für die Moralität ſo ſchädlichen Ablaßhandel — Der Pabſt fordert ihn zur Rechenſchaft — Er muß nach Augsburg, ſich von dem Cardinal Cajetan verhören zu laſſen — Dieſer hat den Auftrag, ihn allenfals gefangen nach Rom zu ſenden — Luthers Unterredungen mit dem Cardinal — deſſen Stolz und Hitze — Luther begiebt ſich von Augsburg weg.

Für das damalige Publicum waren ohne Zweifel der vorgeſchlagene Türkenkrieg und die Römiſche Königswahl die beiden wichtigſten Geſchäfte dieſes Augsburger Reichstages, die die allgemeine Neugier an ſich zogen. Für die Nachwelt iſt eine andre Sache, die zwar nicht in der Verſammlung der zu dieſem Reichstage berufenen Stände, ſondern nur zwiſchen Perſonen, die bey Gelegenheit dieſes Tages nach Augsburg gekommen waren, verhandelt wurde, unendlich wichtiger geworden. Dieß iſt Luthers Unterredung mit dem Cardinal Cajetan. Eine ausführliche Erzählung von dieſem Auftritte würde hier nicht am rechten Orte ſtehn; doch müſſen wir von den Hauptumſtänden ſo viel mitnehmen, als nöthig iſt, den Geiſt dieſer Zeiten zu charakteriſiren, und die Denkungsart, die ſich in Deutſchland in Anſehung der Religion und der Kirche

zu verbreiten anfieng, in ihr gehöriges Licht zu ſetzen.

Nicht bloß unter den Großen, ſondern auch im Mittelſtande war der Glaube an die Untrüglichkeit der Päbſte und an die Unverbeſſerlichkeit der kirchlichen Einrichtungen ſehr wankend geworden. Von 1305 bis 1376 hatte ſich, nicht die Kirche, ſondern das Kardinalscollegium getrennt; jede Partey wählte ſich ihren Pabſt; der eine ſaß zu Avignon, der andere zu Rom. Der Avignoner ſchmeichelte ſeinen Anhängern und ſegnete ſie, that die Anhänger ſeines Gegners in den Bann und fluchte ihnen. Der Römer ſeiner Seits machte es eben ſo. Da der Himmel ſich nicht herabließ, den Streit zu entſcheiden; ſo merkten die Menſchen wohl, daß er dieſe wichtige Sache, die Entſcheidung über die rechtmäſſige Wahl ſeines vermeinten Statthalters ihrer eigenen Vernunft überlaſſen hätte; und daß alſo der Gebrauch der eigenen Vernunft in kirchlichen Dingen nicht allein unſtrafbar, ſondern ſogar heilſam und nothwendig ſey. Allein die Menſchen machten dieſe Entdeckung mit Zittern, und wagten es kaum und nicht ohne Furcht, die Folgen daraus zu ziehen, die natürlich daraus flieſſen, und einigen Gebrauch davon zu machen, ſo ſehr waren ſie gewöhnt, vor dem Abgott mit niedergeſchlagenen Augen zu knien, ohne ihm jemals dreiſt ins Geſicht zu blicken, aus Furcht, daß ſein Blitz ſie zerſchmettern würde. Indeß wuchs die Zahl der Forſcher, die die Gründe, worauf die kirchlichen Einrichtungen beruhten, unterſuchten, und die Zahl der Muthigen, die das Herz hatten, gefundene Wahrheiten in Ausübung zu bringen. Auf den beiden Kirchenverſammlungen zu Koſtnitz und Baſel fanden ſich viele ſolcher Männer, die es dahin brachten,

brachten, daß dieſe Verſammlungen das Richteramt über das vermeinte Oberhaupt der Kirche übernahmen, unwürdige Päbſte abſetzten und andere an ihrer Stelle erwählten.

Auftritte dieſer Art, die vor den Augen der ganzen Welt vorgiengen, mußten nothwendig bey Menſchen, die einigermaßen denken konnten, die heilige Ehrfurcht vermindern, womit ſie bis dahin gewöhnt waren, den Pabſt als eine Gottheit zu betrachten, gegen den auch nur der bloße Verdacht, daß er ein irrender oder fehlender Menſch ſeyn könne, ſtrafbares Verbrechen ſey. Eine Art von Pyrrhonismus, eine Unſchlüſſigkeit, was man von der Unfehlbarkeit, von der Heiligkeit und von den hochgeſpannten Rechten der Päbſte denken ſollte, hatte ſich ſchon im funfzehnten Jahrhundert in allen Ländern unter allen Ständen verbreitet, hatte aber noch weiter keine Folge, als daß die Fürſten ihre Rechte mit mehr Zuverſicht gegen die Eingriffe der Päbſte vertheidigten, daß ſie mehr Beyſtand bey ihren Unterthanen fanden, und daß ſie geneigter waren, gelehrte Männer in Schutz zu nehmen, von deren Forſchungen und Bemühungen ſie ſich mehr Licht über die dunkle Materie, wie die Kirche urſprünglich eingerichtet geweſen ſey, und eigentlich eingerichtet ſeyn ſollte, verſprachen. Je mehr dieſe Zweifel über die Rechtmäßigkeit der von den Päbſten ausgeübten Gewalt ſich verbreiteten, und je tiefer ſie wurzelten, deſto lebhafter empfand man auch die unerträglichen Laſten, womit der Pabſt und die Geiſtlichkeit die übrigen Stände beſchwerten: und die Fürſten fiengen an, die vielen Gelder, die aus ihren Ländern für Ablaß, für Diſpenſation, für Proceſſe, und unter ſo mancherley andern Vorwänden

nach Rom giengen, als einen beſchwerlichen Tribut zu betrachten. Selbſt die vornehmen Geiſtlichen, die von ihren einträglichen Stellen immer mehr und mehr Abgaben an den Römiſchen Hof entrichten mußten, waren ſehr mißvergnügt darüber, und wünſchten und bemühten ſich öffentlich, ſeine Macht, wenigſtens in dieſen Stücken, in Finanzſachen, einzuſchränken. Solchergeſtalt war der Wunſch nach einer ſolchen Kirchenverbeſſerung, wodurch den Uebeln abgeholfen werden könnte, die man empfand, ziemlich allgemein in Europa. Allein man ſetzte ihnen bloß Palliative entgegen, weil die Trägheit der Menſchen gar zu gern das erſte das beſte Mittel ergreift, gegenwärtige Unbehaglichkeiten zu entfernen, ohne die erſte Quelle, aus der ſie entſpringen, mühſam aufzuſuchen und entſchloſſen zu verſtopfen. Endlich erſchien ein Mann, den ſein natürliches Genie, ſeine Erziehung und andere zufällige Urſachen zu einem Reformator bildeten, wie zu dem groſſen Werk erfordert wurde, der Feuer und Enthuſiasmus beſaß, die Sache zu unternehmen, und Standhaftigkeit, ſie auszuführen, Beredſamkeit und Menſchenkenntniß, ihr Anhänger zu gewinnen, Gelehrſamkeit und Stärke des Verſtandes, ſeine Anhänger je mehr und mehr von der Gerechtigkeit und Nothwendigkeit ſeiner Verbeſſerungen zu überzeugen, und ſeine Gegner zu widerlegen, zu beſchämen und im Federkampfe zu Boden zu ſchlagen.

Luther, den ſein ängſtliches Forſchen nach Wahrheiten, von denen er glaubte, daß ſie auf das Leben nach dem Tode Einfluß hätten, ſehr früh, ſeines lebhaften Temperaments ohnerachtet, wider den Wunſch ſeines Vaters, den Mönchsſtand freiwillig hatte ergreifen laſſen; Luther, dem dieſer

Hang

Hang und ſeine Schwermuth, Liebe zur Einſamkeit, und dem ſein Enthuſiasmus für die Wahrheit, und ſeine Begierde, ſich durch ihre Verbreitung um das menſchliche Geſchlecht verdient zu machen, Liebe zur Geſellſchaft einflößte, Luther hatte in irgend einem Winkel des Kloſters, wo er diejenigen Jahre ſeines Lebens zubrachte, die für die Denkungsart und den Charakter eines Menſchen entſcheidend ſind, eine lateiniſche Bibel gefunden. Niemand hatte ihm jemals ihre Leſung empfolen; ſie war damals ein vernachläßigtes, wo nicht ein verachtetes Buch: die Schriften einiger Scholaſtiker, beſonders der Thomiſten, mußte man ſich bekannt machen, wenn man ſich hervorthun, und den Weg zu angeſehenen Stellen in der Kirche oder auf Univerſitäten bahnen wollte. Luther las dies vergeſſene Buch, er verſchlang es mit aller der Begierde, die eine nach neuen Kenntniſſen dürſtende warme Seele für eine Sammlung von Schriften empfinden mußte, in der die älteſte Geſchichte des Menſchengeſchlechts und der Religion, auf eine, Herz und Verſtand ſo ſehr befriedigende Art erzählt wird; in der Gott eine den erhabenſten Begriffen von der Gottheit ſo angemeſſene Sprache führet; in der die Propheten, ohne angeſtrengtes Raiſonnement, das die griechiſchen Philoſophen in ihrem Suchen nach Erkenntniß ſo oft ſtraucheln ließ, das erhabenſte Bild von der Gottheit mit den treffendſten Zügen entwerfen; in der die Evangeliſten und Apoſtel ein Syſtem von Moral verkündigen, das für den Verſtand eben ſo faßlich und überzeugend, als wirkſam auf das Herz iſt. Das Reſultat von dieſer Lectüre in Luthers Seele, war die innige lebhafte Ueberzeugung, daß, wenn Gott ſich herabgelaſſen habe, ſich den Menſchen ſchriftlich zu offenbaren, dieſe ſchriftliche Offenbarung

die einzige Quelle aller ihrer Erkenntniſſe von Gott und von den Pflichten, die ſie ihm ſchuldig ſind, ſeyn müſſe. Die Ueberzeugung von der Richtigkeit der Folgerung dieſes hypothetiſchen Satzes, deſſen Bedingung bey Luthern keinem Zweifel unterworfen ſeyn konnte, war die Triebfeder aller ſeiner nachmaligen Schritte, und auf ſie gründete ſich ſeine Kühnheit, die ſeine Feinde, und ſelbſt einige ſeiner billigen Beurtheiler mit Unrecht für eine bloße Folge ſeines Temperaments gehalten haben. Der Ruhm großer Gelehrſamkeit, den er ſich im Kloſter erwarb, zog ihm einen Ruf nach Wittenberg zu, wo Churfürſt Friedrich I. eine Univerſität errichtet hatte, die er durch Anſetzung berühmter Lehrer in Aufnahme zu bringen ſuchte. Luther erfüllte die Erwartungen, die man ſich am churfürſtlichen Hofe von ihm machte; ſeine Vorleſungen fanden allgemeinen Beyfall.

Ohngefähr zwey Jahr vor dem diesmaligen Augsburger Reichstage, hatte Leo X. zum Behuf der durch ſeine Vorfahren erſchöpften päbſtlichen Schatzkammer, zum Behuf ſeiner Verſchwendungen und ſeiner zur Vergrößerung ſeiner Familie abzielenden Entwürfe, Gelder aufzubringen, ein Mittel ergriffen, das von ſeinen Vorgängern ſchon zu oft als eine Finanzoperation gebraucht war, um nicht bey Chriſten, die nicht ganz von geſunder Vernunft verlaſſen waren, Anſtoß zu erregen, den Ablaßhandel. Der Verkauf der Ablaßbriefe in Sachſen war einem Dominicaner, Johann Tetzel, aufgetragen, der die Leute zum Kauf ſeiner Waaren mit einer Unverſchämtheit einlud, über die ſich auch diejenigen ärgerten, denen noch nicht der geringſte Zweifel an der Kraft der Ablaßbriefe eingefallen war. Den ſchädlichen Einfluß dieſer Ablaßbriefe in den moraliſchen Charakter der Menſchen bemerkte keiner

ſo ganz, wie Luther, und nie hatte er den Drang, ſich ſchädlichen Irrthümern zu widerſetzen, ſo ſtark gefühlt. Er fieng damit an, daß er wider den Mißbrauch der Ablaßbriefe predigte: ſodann that er eine ſchriftliche Vorſtellung dagegen bey dem Churfürſten von Mainz, Albrecht, aus dem Hauſe Brandenburg, weil dieſer Herr zugleich Erzbiſchof von Magdeburg war, und als ſolcher die Oberaufſicht über die Sächſiſchen Kirchen hatte. Zugleich ließ er fünf und neunzig Sätze, die Lehre vom Ablaß betreffend, bekannt machen, die er nicht für erwieſene Sätze erklärte, ſondern die er einer damaligen Gewohnheit gemäß, vorſchlug, darüber mit Gelehrten, die dazu Luſt hätten, an einem beſtimmten Tage öffentlich zu diſputiren, um dadurch die Wahrheit zu finden. Der Churfürſt von Mainz beantwortete ſein Schreiben nicht; kein Opponent fand ſich am beſtimmten Tage ein, aber Tetzel gab zu Frankfurt an der Oder Gegenſätze heraus; Doctor Eck, ein berühmter Theolog zu Augsburg ſchrieb dagegen, und Sylveſter Prierias, ein Dominicaner, Magiſter Sacri Palatii, und Großinſiquitor zu Rom gab ebenfalls eine Schrift dagegen heraus, die Luther beantwortete, und Prierias in einer zweyten Schrift vertheidigte. Endlich ſchrieb noch ein Dominicaner, Hoogſtraten, gegen ihn, und ermahnte den Pabſt öffentlich, den neuen Ketzer verbrennen zu laſſen. Auch dieſem gab Luther eine kurze Antwort.

Der Römiſche Hof, durch ſo viele Triumphe ſeit ſo vielen Jahrhunderten, bald über Kaiſer und Könige, die ſich ſeinen Eingriffen widerſetzten, bald über unglückliche Eiferer für die Wahrheit und für die Rechte der Menſchheit, ſicher geworden, würdigte

digte dieſen Schriftwechſel kaum einiger Aufmerkſamkeit, nannte die ganze Sache einen Mönchszank, und glaubte, Luther, als ein Auguſtiner, habe, vermöge der Eiferſucht, die zwiſchen den verſchiedenen Mönchsorden herrſchte, bloß den Dominicanern ihren einträglichen Handel verderben wollen. Luthers Gegner, durch ihre wiederholten dringenden Klagen über ſeine Kühnheit und über ſeinen immer wachſenden Beyfall, legten es endlich dem Römiſchen Hofe ſo nahe, daß er Luthern vorladen ließ, binnen ſechzig Tagen zu Rom vor dem Auditor Cameră und vor dem Großinquiſitor, eben dem Prierias, der gegen ihn geſchrieben hatte, zu erſcheinen, und von ſeinen Lehren Rede und Antwort zu geben. Leo ſchrieb zugleich an den Churfürſten von Sachſen, den er ermahnte, einen Mann, der ketzeriſche Lehren vortrüge, nicht in Schutz zu nehmen; und an den Provincial des Auguſtinerordens, dem er befahl, alle ſeine Autorität anzuwenden, die gefährlichen Unternehmungen eines ihm unterwürfigen Mönches zu verhindern. Luther, der noch nicht wagte oder noch nicht daran dachte, des Pabſtes richterliche Gewalt in Glaubensſachen zu beſtreiten, begnügte ſich vorerſt damit, daß er ſeinen gegründeten Verdacht zu erkennen gab, in Rom und vor einem Prierias, den man ihm zum Richter geben wollte, ſeinem offenbaren Feinde, kein billiges Urtheil erwarten zu dürfen. Er ſchrieb ſelbſt den ehrfurchtsvollſten Brief an den Pabſt, ſeine Collegen, die ſämmtlichen übrigen Lehrer zu Wittenberg ſchrieben ebenfalls an ihn. Auch der Churfürſt that Vorſtellungen, und Leo war ſo nachgebend, daß er dem Cardinal Cajetan Vollmacht gab, Luthern zu verhören, und, je nachdem er wiederrufen würde oder nicht, entweder zu begnadigen, oder mit allen erforderlichen Kirchenſtrafen zu

belegen,

belegen, ihn auch nöthigenfalls als Gefangnen nach Rom zu ſenden. Luther begab ſich hierauf nach Augsburg, wohin der Cardinal ihn hatte fordern laſſen. Er verfügte ſich aber auf Rath ſeiner Freunde (und er fand ihrer viele unter den klügſten Männern) nicht eher zu dieſem ſeinem Richter, als bis er einen kaiſerlichen Sicherheitsbrief erhalten hatte. Der Cardinal, ein Mann, der bey Hofe ſein Glück gemacht, glaubte anfänglich, Luthern, einen, wie es ihm ſcheinen mochte, in der Welt unerfahrnen Mönch durch bloße Politeſſe leicht zum Wiederruf zu bringen [a]).

Allein Luther, der keinen Augenblick die Ehrerbietung vergaß, die er dem Cardinal und dem Pabſt ſchuldig war, ſo lange er ſich noch nicht von der Römiſchen Kirche getrennt hatte, der immer mit einer Entſchloſſenheit und Beſonnenheit antwortete, die den Cardinal überzeugte, daß er mit keinem gewöhnlichen Mönch zu thun hatte, Luther erklärte mit einer, redlichen Forſchern der Wahrheit ſo anſtändigen, von heuchleriſcher Nachgiebigkeit und von ſtolzer Behauptungsſucht gleich entfernten Beſcheidenheit: er habe in den bisher von ihm bekanntgemachten Sätzen keine poſitive Meinungen behaupten

a) Luther war Anfangs ganz eingenommen von der gütigen Aufnahme, die ihm der Cardinal wiederfahren ließ. In ſeinem Bericht an den Churfürſten von Sachſen ſagt er: Paterne et clementiſſime ſuſcepit, commendans et congratulans huic meae humilitati. Luth. Opera Lat. Ienenſ. T. I. p. 198. it. p. 186. Suſceptus fui a Dom. Card. Leg. ſatis clementer ac prope reverentius. Hic ubi ſe nolle mecum diſputare dixiſſet, ſed ſuaviter ac paterne rem componere etc. it. p. 200. benigniſſimus vir eſt.

haupten wollen: er habe nur Widerſprüche zwiſchen den Lehren der Bibel und den Lehren der Ablaßprediger gefunden; er wünſche nichts mehr, als belehrt zu werden, wie beide mit einander vereinigt werden könnten; er würde es gern ſehen, daß vier Univerſitäten, die zu Baſel, Freyburg, Löwen, und vorzüglich die Pariſer über ſeine Zweifel entſchieden; er würde ſich ihre Entſcheidungen gern gefallen laſſen, und diejenigen Sätze, die von ihnen verworfen würden, wiederrufen; nur müßten die Gründe, warum ſie gegen ihn entſchieden und ſeine Sätze verneinten, der Bibel nicht zuwider ſeyn; denn Wahrheiten, die er deutlich in der Bibel fände, würde er nie verleugnen. Der Cardinal, als er ſah, daß er alle ſeine Politeſſe gegen den unbiegſamen Mönch vergeblich verſchwendet hatte, verlor vielleicht zu früh die Geduld, und endigte ihre dritte und letzte Unterredung mit Grobheiten [b]). „Luther, ſagte er, habe „ſehr abgeſchmackt geantwortet.“ Er ſchloß mit dem dictatoriſchen Befehl, Luther ſollte gehn, wiederrufen oder ihm nicht wieder vor die Augen kommen.

1518. Drey Tage nachher ſchrieb Luther in den be-
14. Oct. ſcheidenſten Ausdrücken an den Cardinal, der ihm keiner Antwort würdigte. Dieſe ſtolze Begegnung und einige Ausdrücke, die der Cardinal ſich hatte entfahren laſſen, wodurch er verrieth, daß er vielleicht den kaiſerlichen Sicherheitsbrief nicht reſpectiren und ſich der Perſon des widerſpenſtigen Mönches bemächtigen würde, machten Luthers Freunde beſorgt, und auf ihren Rath gieng er heimlich von Augsburg nach Sachſen zurück, nachdem er vorher eine Schrift aufgeſetzt hatte, worinn er nach dem Exem-

b) Lutherum admodum fatue reſpondiſſe. Luth. l. c.

Exempel einiger ehemaligen bey dem Pabſt angeklagten Kirchenlehrer von dem gegenwärtig nicht gehörig unterrichteten Pabſt an den einſt beſſer unterrichteten appellirte, welche Schrift nach ſeiner Abreiſe von ſeinen Freunden bekannt gemacht wurde. Dieſe erſten Schritte Luthers in ſeiner gefährlichen und unabſehlichen Unternehmung zeichnen ſich eben ſo ſehr durch Mäßigung und Klugheit, als durch Muth und Gegenwart des Geiſtes aus.

Der Cardinal, der über Luthers plötzliche Abreiſe ſich vielleicht Vorwürfe eines begangenen politiſchen Fehlers machte, indem er dadurch die Gelegenheit verloren hatte, den zweyten Theil des ihm von ſeinem Hofe gewordenen Befehls, die Gefangennehmung und Sendung Luthers nach Rom betreffend, auszuführen, ſchrieb einen Brief an den Churfürſten von Sachſen, worinn man ſowohl die Verlegenheit, als die Wut deutlich wahrnimmt, in die ihn Luthers Entfernung verſetzt hatte; er ermahnte und bat den Churfürſten, den hartnäckigen und ketzeriſchen Mönch entweder gefangen nach Rom zu ſenden, oder aus ſeinem Lande zu verbannen. Der Churfürſt lehnte beides auf eine Art ab, die ſeiner damals überall geprieſenen Klugheit würdig war.

Vierzehntes Kapitel.

Begebenheiten von 1518 — 1519.

Inhalt.

Maximilians Benehmen in Anſehung Luthers — Seine Krankheit und Tod — Staatsveränderungen zu ſeiner Zeit in Spanien, Frankreich, England und Deutſchland — Zuſtand der Hanſee und der deutſchen Ritter in Liefland — Verbeſſerungen in der Kriegskunſt.

Maximilian, auf den alles Neue ſonſt ſehr lebhaften Eindruck machte, der zu ſpeculativen Unterſuchungen, ſelbſt in der Religion, aufgelegt war [a]), der verſchiedenemal eine Neigung zu einer Kirchen-

a) Dieſer ſeiner Neigung zu philoſophiſchen und theologiſchen Speculationen haben wir ein intereſſantes kleines Werk zu danken, aus welchem man den damaligen Grad der Aufklärung über dergleichen Materien beurtheilen kann. Der berühmte Abt, Johann von Trittheim, war einer von den Gelehrten, mit denen Maximilian ſich gern unterhielt. Der Reichthum von Kenntniſſen aller Art, die der Abt beſaß, beſonders in der deutſchen Geſchichte, machten ihn zu einem angenehmen Geſellſchafter für einen ſo wißbegierigen Monarchen. Im Jahr 1508, da Maximilian in den Gegenden am Rhein verſchiedne Reiſen machte, war Trittheim während drey Monaten ſein Begleiter. Die Pfingſttage brachte der Kaiſer auf dem Schloſſe Boppard zu, und hier legte er dem Abte acht Fragen vor, worüber er nicht blos eine mündliche, ſondern eine ſchriftliche, ausführliche Antwort verlangte. Sie betrafen gewiſſe Schwierigkei-

Kirchenverbeſſerung hatte blicken laſſen, bewies bey dieſer Gelegenheit mehr Kälte und Gleichgültigkeit,

rigkeiten der geoffenbarten Religion, die, wie es ſcheint, dem Monarchen bey eignem Nachdenken aufgeſtoßen waren, oder die er von Zweiflern und Freydenkern, deren es in dieſen Zeiten nicht wenig gab, hatte kennen gelernt. Maximilian ſcheint dem Abte philoſophiſche Offenherzigkeit zugetraut zu haben; er verlangte von ihm, daß er ſeine Antworten blos aus der natürlichen Erkenntniß hernehmen ſollte, um denen, die die Offenbarung leugnen, mit bloſſen Vernunftgründen antworten zu können. Es verſteht ſich, daß er dieß nur in Anſehung derjenigen Fragen verlangte, deren Beantwortung aus der bloßen Vernunft möglich iſt.

Die erſte Frage lautete ſo: Warum wollte Gott von den Sterblichen lieber geglaubt, als erkannt und verſtanden werden, auf die Weiſe, wie er von den Engeln erkannt und verſtanden wird?

Die zweyte, da der chriſtliche Glaube heut zu Tage nur in einem kleinen Theile der Erde eingeführt iſt; kann denn die von vielen behauptete Meynung, ohne Nachtheil der Wahrheit, zugelaſſen werden, daß jeder Menſch in der Religion, die er für wahr und ſeligmachend hält, daß jeder Verehrer Eines Gottes, auch ohne Taufe und chriſtlichen Glauben ſelig werden könne, vorausgeſetzt, daß ihm von der chriſtlichen Religion nichts bekannt werde?

In der dritten Frage verlangte er die Urſachen der Wunder zu wiſſen, deren auch falſche Religionen ſich rühmten, und von denen er vorausſetzte, daß ſie wahre Wunder wären.

Die vierte war des Inhalts, warum die heilige Schrift weder ſo deutlich noch ſo vollſtändig wäre, als ſie es nach ihrer Beſtimmung doch hätte ſeyn

als man von ihm hätte erwarten ſollen. Er hatte gleich Anfangs, als Luthers Schriften Aufſehn machten,

ſollen? Warum ſie in einer Hülle ſteckte, und ſo viel Räthſel enthielte? warum man Vieles in ihr nicht fände, das doch zum vollkommenen Glauben erfodert würde?

Die fünfte und ſechſte betrafen die Gewalt der Zauberer über die böſen Geiſter; woher ſie ihnen käme? und warum ſie ihnen geſtattet ſey?

Die ſiebente: wie die Gerechtigkeit Gottes mit der Zulaſſung ſo vieler Bosheiten, oft zum völligen Unglück ſelbſt guter Menſchen, beſtehen könne?

Die achte: ob, aus der Vernunft ſowohl als aus der Schrift, eine ſpecielle Vorſehung über die Handlungen und Angelegenheiten der Menſchen, und überhaupt über alles was auf der Erde geſchieht, erweisbar ſey?

Trittheims ausführliche Beantwortung dieſer Fragen iſt oft gedruckt. Die älteſte Ausgabe iſt vermuthlich die zu Oppenheim vom Jahre 1511 in klein 4to. Sie ſoll zum Titel haben: Joannis Tritthemii, Abbatis Sancti Jacobi apud Herbipolim quondam vero Spanhemenſis, liber octo quaeſtionum ad Maximilianum Caeſarem. Mehrere Ausgaben, unter dem Titel: Curioſitas Regia ſive octo quaeſtiones etc. hat Niceron angeführt im XVIII. B. S. 293. (der Baumgartenſchen Ausgabe.)

Die Mainzer Ausgabe von 1601 in klein 8vo hat den Titel: Joannis Tritenhemii Abbatis Spanhemenſis, liber octo quaeſtionum, quas illi diſſolvendas propoſuit Maximilianus Caeſar. I. de fide et intellectu etc. Opuſculum perquam utile ac jucundum, nuncque primum typis excuſum. Der letzte Zuſatz, daß das Werk damals zuerſt gedruckt ſey, iſt offenbar eine lügenhafte Praleren des Verlegers. Die übrigen Lobſprüche, die dem Werke in dieſem Titel beygeleget werden, ſind zum Theil gegründet. Ohne Zweifel mußte es für die damaligen Zeiten

ten, den Pabſt in einem Schreiben Nachricht davon gegeben. Zu Augsburg ſoll er die Sätze, die Luther zu

Zeiten ein nützliches Werk ſeyn. Je mehr die Frey-heit zu denken und die gewöhnlich damit verknüpfte Begierde, wider die Offenbarung Einwendungen zu machen, ſich von Italien aus verbreitet hatte; deſto größeren Nutzen konnte man von einer Schrift er-warten, worin einer der berühmteſten Gelehrten mit den beſten Waffen, die ſein Verſtand und ſeine Kennt-niſſe ihm darboten, die Sache des Glaubens zu ver-theidigen ſuchte. Opuſculum jucundum iſt es ge-wiſſermaßen auch; es macht Vergnügen, in ſoweit man auf die Wißbegierde des Monarchen und auf ſeinen vertraulichen Umgang mit Gelehrten ſieht. Allein der größte Theil des Werks, die Antworten des Abtes, von denen man eigentlich das meiſte Ver-gnügen erwartet, leiſten vielmehr das Gegentheil; es iſt opus triſte, horridum, atrox. Denn es iſt doch gewiß betrübt, zu ſehen, wie der Mann ſo ängſt-lich beſorgt iſt, ſich mit ſeinen Antworten ja nicht gegen die Satzungen der Römiſchen Kirche zu ver-ſtoßen; wie er, wenn er einmal auf den Weg der Natur geräth, den er nach des Kaiſers Verlangen eigentlich gehen ſollte, ſich ſogleich durch die Schreck-bilder katholiſcher Rechtgläubigkeit davon vertreiben läßt. Gleich in der Zuſchrift an den Kaiſer heißt es: Cum timore igitur Dei et reverentia intemeratae religionis noſtrae Chriſtianae ita reſpondere ad propoſitas quaeſtiones inſtitui, ut a definitionibus Eccleſiae Romanae nec joco nec ſerio diſcedam. Unde quicquid vel ſcripſi unquam vel ſcripturus ſum, ejus determinationi et judicio totum volo eſſe ſubjectum. Doch damit iſt es n cht genug. Am Ende findet ſich noch eine Proteſtatio ad Caeſarem, wor-aus ich nur folgende Stelle, zur Probe der ängſtli-chen Denkungsart des Abtes anführen will: — Dico autem ex mente et manifeſte proteſtor me Chriſtianae fidei ſincerum confeſſorem et in unione Sacroſanctae Ramanae Eccleſiae usque ad mortem velle

Wittenberg heraus gegeben hatte, ſelbſt geleſen und darauf zu dem Herrn von Pfeffinger, churſächſiſchem Miniſter geſagt haben: der Verfaſſer davon würde

velle permanere. Vnde ſi quid, vel in hac lucubratione vel in aliis, haberetur dictum vel ſcriptum aliter, quam illa tenet, ſentit, credit et docet, ut verus obedientiae filius praeſentium atteſtatione denuncio, et volo ſimpliciter eſſe et haberi perpetuo revocatum. Quocirca Majeſtatem Tuam, Sapientiſſime Caeſar, et humiliter rogo et inſtanter commonefacio, ut priusquam reſponſiones meas ad notitiam facias pervenire illorum, quibus deſtinata ſervantur, multorum facias judicio comprobari. Kann etwas trauriger ſeyn, als zu ſehen, wie ein Mann von Verſtande unter ſolchen Feſſeln, die ſeiner Denkkraft angelegt worden, demüthig einherkriechen, und dabey immer auf ſeiner Hut ſeyn muß, ja durch keinen einzigen muntern Schritt die Kräfte, die er vielleicht noch bey ſich fühlet, zu verrathen, aus Furcht vor den Laurern, die jeden ſolchen Schritt als ein frevelhaftes Beſtreben, die Feſſeln zu zerbrechen, angeben, und ihm dadurch die härteſten Verfolgungen zuziehen würden? Von der Beantwortung der fünften und ſechſten Frage weiß ich nicht, ob ſie mehr beluſtigend oder niederſchlagend iſt. Wiewohl es wird auf die Stimmung des Leſers ankommen, worin er ſich eben bey Leſung des Buches befindet. Traurig iſt es, zu ſehen, wie auch ein guter Kopf aus Mangel an ächter Philoſophie und Naturkunde, verleitet werden konnte, die abergläubigen Meynungen ſeiner Zeitgenoſſen von der Macht und den Künſten der Hexen, als gegründet anzunehmen. Hingegen kann die Claſſification der böſen Geiſter, deren Charakter und Beſchäftigungen Trittheim ſo genau angiebt, einen Augenblick beluſtigen.

Ich habe es der Güte des Herrn Hofrath Heyne zu danken, daß ich von dieſem ſeltnen Buche einige Nachricht habe geben können.

würde den Pfaffen zu thun geben. Auch ſoll er durch den Herrn von Pfeffinger dem Churfürſten haben ſagen laſſen, er möchte dieſen Mönch wohl bewahren, weil man ihn vielleicht einmal brauchen könnte. Vielleicht war Maximilian um dieſe Zeit mit ſeinem Lieblingsentwurfe, mit dem Türkenzuge und mit der Wahl ſeines Enkels zum Römiſchen König zu ſehr beſchäftiget, um auf eine theologiſche Streitigkeit viel zu achten, dergleichen ſo häufig entſtanden waren, ohne wichtige Folgen zu hinterlaſſen. Vielleicht war auch die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes theils durch ſein faſt ſechzigjähriges Alter, theils durch die Krankheit, die zwar erſt nach ſeiner Abreiſe ausbrach, die aber ſchon damals verborgenerweiſe in ſeinem Körper ſtecken mochte, geſchwächt worden. Zwey Tage vor Luthers Ankunft zu Augsburg reiſte Maximilian von da ab. Unterwegens nahm ſeine Krankheit, die in einem Fieber beſtand, ſo ſehr zu, daß er zu Wels im Oeſterreichiſchen bleiben mußte. Hier ſtarb er am 12ten Jan. des Jahres 1519, nachdem er neun und funfzig Jahr, neun 1519. 12. Jan. Monate und ein und zwanzig Tage gelebt, und nach dem Tode ſeines Vaters, als Kaiſer und in ſeinen Erbſtaaten fünf und zwanzig Jahr, vier Monate und einige Tage darüber regiert hatte.

Maximilian war von der Natur ſowohl in Anſehung ſeines Körpers als ſeines Geiſtes vorzüglich begünſtiget, und ſeine Naturgaben hatte er zum Theil ſorgfältig ausgebildet und mit erworbnen Fertigkeiten bereichert. Er war von einer angenehmen Bildung; er genoß einer dauerhaften Geſundheit, ob er ſie gleich auf ſeinen vielen beſchwerlichen Feldzügen und kühnen Jagden, die er mit Leidenſchaft liebte, nicht ſchonte. In allen körperlichen Uebun-

gen, die zu ſeiner Zeit an einem Manne von Stande erfodert wurden, übertraf er die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen und wurde ſelbſt von keinem übertroffen. Den Bogen mit Leichtigkeit zu ſpannen, das Ziel ſicher damit zu treffen; ſich im Harniſch leicht zu bewegen, fertig und mit Grazie die verſchiednen Uebungen der Reitſchule zu machen, und zu voltagiren, die Lanze geſchickt zu führen, auch das Geſchütz mit geübtem Auge zu richten, waren damals mit Recht ſehr geachtete Talente und Maximilian beſaß ſie in hohem Grade. An den Unterricht in Wiſſenſchaften hatte man bey ſeiner Erziehung nicht gedacht, oder ſich auf einige wenige, auf die entbehrlichſten, eingeſchränkt, und dabey Pedanten zu Lehrern gewählt. Allein durch ſeine leichte, ſchnelle Faſſungskraft erwarb er ſich nachher im Umgange mit Gelehrten eine Ueberſicht des ganzen damaligen Vorraths menſchlicher Kenntniſſe, und mit einigen der nützlichſten und angenehmſten pflegte er ſich viel zu beſchäftigen. In der kaiſerlichen Bibliothek zu Wien werden verſchiedne Werke in Manuſcripten verwahrt, die er geſchrieben oder dictirt haben ſoll. Er ließ einige Gelehrte durch Deutſchland, Frankreich und Italien reiſen, um Urkunden und andre Denkmäler, zur Erläuterung der deutſchen Geſchichte und der Genealogie, beſonders des Hauſes Oeſterreich, aufzuſuchen. Seine Wißbegierde trieb ihn ſogar mit der Alchymie Bekanntſchaft zu machen, allein nur von weitem, weil ſein guter Verſtand ihn von einem vertraulichern, innigern Umgange mit dieſer trügeriſchen Kunſt abhielt. Unter ſeinen Geiſtesfähigkeiten war eine lebhafte, fruchtbare Einbildungskraft die herrſchende, die ihn unter andern Umſtänden vielleicht zu einem Dichter oder Virtuoſen in der Muſik würde gemacht haben; er liebte die Muſik

und

und Poeſie; er gab die Ideen zu einem Roman, worin ſeine eigene Geſchichte erzählt wird. Eben dieſe Einbildungskraft, verbunden mit Leichtigkeit im Begriffe und mit einem ſchnellen und richtigen Urtheil machten ihn zum Erfinder im Kriegsweſen, insbeſondre in der Artillerie. Daher wurde er auch von ſeinen Zeitgenoſſen durchgängig für einen großen Feldherrn gehalten, obgleich ſeine meiſten Feldzüge, andrer Urſachen wegen, einen ſchlechten Ausgang hatten.

Der ganze Charakter ſeines Genies trieb ihn zu kühnen, ſchimmernden Handlungen, die eine vorübergehende, augenblickliche Bewunderung erregen. Auf der Gemſenjagd, auf der Bärenjagd Gefahren zu trotzen, vor denen der Jäger von Profeſſion ſich ſcheute; im Turniere, ſelbſt mit einem Abentheurer, eine Lanze zu brechen; auf einem hohen Thurme, vor den Augen der von allen Seiten zuſammenlaufenden erſtaunenden Zuſchauer die Geſchicklichkeiten eines Aequilibriſten zu zeigen, hatte in ſeinen jüngern Jahren einen Reiz für ihn, dem er nicht widerſtehen konnte.

Es fehlte ihm nicht ganz an einer der wichtigſten Eigenſchaft, die zur Vollkommenheit eines Regenten, eines Staatsmannes, und eines Feldherrn erfodert wird; an der kalten, ausharrenden Ueberlegungskraft, die, wenn ſie auch von glänzendern Talenten entblößt iſt, am Ende doch am ſicherſten zum Ziele führt. Allein ſie war nicht die herrſchende Eigenſchaft in ſeinem Charakter. Sein Zeitgenoſſe, Ferdinand der Katholiſche, war es, der hierin alle Fürſten ſeiner Zeit unendlich übertraf. Man muß geſtehn, daß Maximilian nicht ſelten, vom Schimmer neuer Ideen fortgeriſſen, ſowohl in ſeinen Ent-

würfen als in der Ausführung, raſch, leichtſinnig und veränderlich war.

Standhaft zum äußerſten, und oft zu ſeinem offenbaren Schaden, wenn es ſein Begriff von der Ehre erfoderte, ließ er hingegen manche Unternehmung, die er mit Feuer angefangen hatte, auf einmal ruhen, blos weil ein neuer Gegenſtand ſich ſeiner Einbildungskraft bemächtiget hatte. Kein einziger auswärtiger Geſchichtſchreiber läßt Maximilian Gerechtigkeit wiederfahren, aber keiner iſt ſo ſtrenge und ungerecht gegen ihn, als Robertſon, der ihm alle Fähigkeiten abſpricht. Wie ungegründet dieſer Ausſpruch iſt, läßt ſich am beſten durch eine Vergleichung zwiſchen Maximilian und Franz dem Erſten zeigen, der in den letzten Jahren Maximilians zur Regierung in Frankreich gelangte und von dem Robertſon einen ſo vortheilhaften Charakter giebt. Beide beſaßen glänzende perſönliche Eigenſchaften; aber beide waren einerley politiſchen Fehlern unterworfen; ſie waren keine Oekonomen und bewieſen mehr Feuer im Beginnen ihrer Unternehmungen, als Standhaftigkeit im Vollführen. Aber man füge hinzu, daß Franz I, unumſchränkter Herr eines der erſten Königreiche, deſſen ganze Macht ſeiner Willkühr auf jeden Wink zu Gebote ſtand, keine einzige ſeiner Unternehmungen (wenn man ſeinen erſten mehr durch die Umſtände als durch ſeine Klugheit glücklichen Italieniſchen Feldzug ausnimmt), anders als mit Schaden endigte, und dies immer durch ſeine eigene Schuld; daß Maximilian hingegen, der in keinem einzigen ſeiner Staaten freye Hände hatte, dem ihre innere Verfaſſung vielmehr tauſend Hinderniſſe in den Weg legte, bey ſeinen vielen und mannichfaltigen Ent-

würfen niemals einbüßte, und manchen derſelben, wenn gleich nicht völlig bis zu ſeiner Abſicht, doch bis zu einem gewiſſen Punkte ausführte, der ihm nicht unwichtige Vortheile brachte. Man mag es immerhin dem Glücke zuſchreiben, daß Maximilian ſeinem Hauſe durch ſeine erſte Heirath die Burgundiſchen Staaten, und durch die Heirath ſeines Sohnes die Spaniſchen erwarb. Die Anwartſchaft auf die Ungariſche Krone, die er ſo feſt gründete, war doch ganz das Werk ſeiner Klugheit, die kaiſerlichen Rechte in Italien, die ſchon ſo lange her auf gutem Wege waren, ganz zu erlöſchen, wurden durch ihn wenigſtens erhalten.

In Anſehung ſeines geſellſchaftlichen Charakters war Maximilian liebenswürdig, herablaſſend, freundlich, geſprächich; er wußte alle Herzen zu gewinnen. Er ſcherzte gern und konnte Scherz vertragen. Bey aller Lebhaftigkeit ſeines Temperaments ließ er gleichwohl, bey den verdrießlichſten Vorfällen, keinem, der um ihn war, ſeinen Unmuth empfinden. Der Eindruck, den eine ſchlimme Botſchaft auf ihn machte, war bald bis auf die geringſte Spur vertilgt. Durch ſeine feine Sitten unterſchied er ſich merklich von ſeinen Zeitgenoſſen. Trunkenheit war ihm unausſtehlich.

Die Zeiten Maximilians machen in verſchiedenen Abſichten, Epoche in der Geſchichte von Europa. Es gab bis dahin keinen Staat (einige Italieniſche Republiken ausgenommen) wo die Verfaſſung nicht dergeſtalt geſchwankt hätte, daß innerliche Kriege, öffentliche Widerſetzung der Großen wider den Fürſten, oder Gewaltthätigkeit des Fürſten gegen

gen die Großen beſtändig zu beſorgen waren. Ohngefähr zu Maximilians Zeiten haben viele Europäiſche Staaten zuerſt eine feſtgeſetzte Verfaſſung bekommen. In Frankreich wurde die königliche Autorität von den Schranken, die ihr bis dahin der Trotz der Großen ſetzte, durch Ludewig den XI befreyet und dergeſtalt gegründet, daß ſie ſich ungehindert zur willkührlichen Macht erheben konnte, daher die Franzoſen den populairen, aber angemeſſenen Ausdruck von dieſem Könige zu brauchen pflegen: Louis XI a mis les Rois hors de page. In England machte Heinrich der VII dem drey und dreyßig jährigen blutigen Bürgerkrieg der weißen und rothen Roſe, worin vierzehn Abkömmlinge des königlichen Hauſes wie Verbrecher hingerichtet waren, ein Ende und regierte ein und zwanzig Jahr mit unangefochtenem Anſehen. Die verſchiedenen Spaniſchen bis dahin unabhängigen Staaten wurden durch Ferdinand den Katholiſchen und Iſabella vereiniget, das Waffenrecht der Ritterorden, des Adels und der Städte aufgehoben und der Uebermuth dieſer gegen einander eiferſüchtigen Stände dergeſtalt gebrochen, daß es ihnen nicht wieder einfallen konnte, einen König, der ihnen nicht anſtand, nicht nur abzuſetzen, ſondern auch in Bildniſſen öffentlich zu beſchimpfen, wie es die Caſtilianer mit Heinrich dem IV Iſabellens Bruder gemacht hatten. Wir haben geſehn, daß auch in Deutſchland unter Maximilians Regierung eine Veränderung vorfiel, wodurch die Verfaſſung Conſiſtenz bekam, die Privatkriege, die unſelige Frucht der Anarchie, abgeſchaft und ein Tribunal errichtet wurde, das die Streitigkeiten, wie es ſich für einen gebildeten Staat gehört, nach den Geſetzen, ſtatt des Schwerdtes,

ent-

entſcheiden ſollte. Allein dieſe große Veränderungen wurden in jenen drey Ländern zum Theil durch Mittel bewirkt, die bey denen, die ſie dazu anwandten, viele Argliſt, Tücke, Härte des Herzens, ja Grauſamkeit voraus ſetzten. Den beſtändigen Landfrieden in Deutſchland und das Reichscammergericht haben wir blos dem freyen Willen der Stände ſowohl als des Kaiſers zu danken. Die rechtmäſſige Gewalt wurde befeſtiget und vor allen Eingriffen des Uebermuthes und der Zügelloſigkeit geſichert, ohne daß es Blut gekoſtet hätte, oder niedrige Künſte geſpielt wären. In Frankreich verlor ſich der Geiſt der Widerſetzlichkeit der Großen, ſeitdem Ludwig den Herzog von Nemours, aus dem mächtigen Hauſe von Armagnac, in einen eiſernen Kefig hatte einſperren, foltern und darauf öffentlich auf einem Schavott enthaupten laſſen, unter welchem ſeine Kinder Zuſchauer abgeben und ſich mit dem Blut ihres Vaters mußten beſpritzen laſſen [b]). In England war der große Adel, der allein im Stande geweſen wäre, dem um ſich greifenden Heinrich Widerſtand zu thun, faſt ganz vertilget, und das von den ſtreitenden Großen zertretene Volk wollte lieber Uſurpationen, ja Kränkungen ertragen, als ſich aufs neue in Bürgerkrieg ſtürzen [c]). In Spanien halfen die verführten Städte dem ſchlauen Ferdinand die Macht des Adels ſtürzen; der Adel vergalt es ihnen, und half ſie ihrer Rechte berauben [d]). In Deutſch-

b) Duclos hiſtoire de Louis XI. T. II. p. 295 etc.

c) Hume III. p. 396.

d) Robertſon Introd. Sect. III. p. 161 ſeq. it. Hiſt. B. I. p. 52 ſeq. B. III. p. 570 ſeq.

Deutſchland kannten Kaiſer, Churfürſten, Fürſten und jeder Stand, bis zu den Städten herab, jeder ſeine Rechte, jeder wachte über ihre Erhaltung, keiner war geneigt, das Geringſte derſelben aufzuopfern, aber alle unterwarfen ſich dem neuen Geſetze und ließen ſich die neue Einrichtung gefallen, weil ſie alle von der Nothwendigkeit und Nützlichkeit des einen ſowohl als des andern überzeugt waren.

Die Natur des deutſchen Staatskörpers, ſeine ſonderbare Zuſammenſetzung aus den ungleichartigſten und unverhältnißmäſſigſten Gliedern, fieng an in dieſen Zeiten von benachbarten Nationen eingeſehn zu werden, jedoch ohne daß das Anſehn der Nation, das ſie ſich durch ihre ehemalige Thaten erworben hatte, gelitten hätte. Dieſes Anſehn erhielt ſich vielmehr und wuchs durch die Thaten, die von einigen dem Anſchein nach nicht einmal den vorzüglichſten Gliedern des Staats ausgeführt wurden. Einige deutſche Städte machten noch Anſpruch auf die Herrſchaft der nordlichen Meere und ihre Anſtrengungen zur Behauptung dieſer Anſprüche bewieſen, daß ſie lange im Beſitz dieſer Herrſchaft mußten geweſen ſeyn. Deutſche Ritter waren noch im Beſitz wichtiger Länder an der Oſtſee, nach denen jene Städte, noch durch keine Rivale verdrungen, einen bereichernden Handel führten. Mit wenigem Volke, aber mit kalter Tapferkeit vertheidigten die Ritter ihre Beſitzungen gegen einen Monarchen, der ſchon damals beynahe das halbe nördliche Aſien wider ſeine Feinde deſpotiſch zu Felde führen konnte. Für einen von Natur kleinen und ſchwachen, aber durch Muth, Weisheit und Glück groß und mächtig gewordenen Staat iſt es immer

eine

eine rühmliche, ob gleich nicht glückliche Epoche, wenn er den wiederholten Angriffen ſeiner von Natur mehr begünſtigten ihm an eigenen Kräften weit überlegenen Feinde Klugheit und Entſchloſſenheit entgegenſetzt und von der Höhe, von der ſie ihn herabzuſtürzen ſuchen, nicht anders als kämpfend und nicht tiefer, als ihn die Umſtände zwingen, herabſteigt. Dieſe glänzende Epoche trat unter Maximilians Regierung für die Hanſee und für die deutſchen Ritter ein.

Zwar der Orden war im Verfall, Rußland hingegen legte den Grund zu ſeiner Größe. Iwan Waſiljewitſch der I hatte das Tartariſche Joch, das ſeine Vorfahren ſo ſchimpflich trugen, abgeworfen, hatte Caſan und Siberien erobert. Er ſuchte ſeine Staaten durch Eroberungen an der Oſtſee zu vergrößern: doch wagte er es nicht, mit den Rittern öffentlich zu brechen, bis er ihre innere Zwiſtigkeiten erfahren hatte. Die Ritter lebten in Streit mit dem Erzbiſchof von Riga, mit den Städten des Landes, mit ſich ſelbſt; ſie hatten ſich in die hochdeutſche und in die niederſächſiſche weſtphäliſche Nation getrennt und beide Nationen drückten einander. Zu ihrem Glück wurde Walter von Plettenberg zum Meiſter erwählt, zwar ein junger Mann, aber mit allen den Eigenſchaften begabt, die erfordert wurden, den ſinkenden Orden wenigſtens auf eine Zeitlang zu retten. Sein erſtes glückliches Geſchäft war, die Eintracht im Orden wieder herzuſtellen, und nun führte er den Krieg gegen die Ruſſen und Schweden (denn auch dieſe fochten den Orden an) mit einem Muth und mit einer Beſinnungskraft wie ein Feldherr nöthig hatte, der manchmal mit etwa vier tau-

ſend Reutern und einigen tauſend in der Geſchwindigkeit bewafneten Bauren gegen Heere von vierzig, von funfzig tauſend Ruſſen fechten mußte. Wahr iſt es, daß ihm ſeine Artillerie, womit die Ruſſen entweder gar nicht, oder doch nicht ſo gut, wie er, verſehen waren, gute Dienſte that. Das deutſche Reich, bey dem er oft Hülfe ſuchte, ließ ihn ohne alle Unterſtützung. Die Frucht ſeiner Siege war ein Friede, der 1503 auf funfzehn Jahr geſchloſſen und ſo lange Iwan Waſiljewitſch I lebte, gehalten wurde e).

In der Kriegskunſt that man zu Maximilians Zeiten merkliche Schritte vorwärts. Seit dem Umſturz des abendländiſchen Kaiſerthums, ſeit der Errichtung der verſchiedenen Staaten auf den Trümmern deſſelben durch die Franken, Gothen und anderer Völker, gab es keine Kriegskunſt mehr in Europa; es gab nur eine Kunſt des Zweykampfes, eine Turnierkunſt. Wie ein einzelner Mann gegen einen andern und zwar zu Pferde zu fechten hätte, darüber hatte man herkommliche Regeln und die jungen von Adel wurden in dieſer Kunſt geübt. Allein ein Heer aufs vortheilhafteſte zu bewaffnen, zu führen, zu ſtellen; dem Feinde durch eine wohl combinirte Reihe von Operationen den Vortheil abzugewinnen, war eine ganz verlorne Wiſſenſchaft. Ein Fürſt, der einen Angrifskrieg führen wollte, bot ſeine Vaſallen auf; denn dafür hatte er ihnen ihre Lehne gegeben, daß ſie in ſolchem Kriege

e) Herberſtein Comment. rer. Moſcow. p. 55 ſeq. Gadebuſch Livländſche Geſchichte 1ſter Th. 2ter Abſchnitt p. 246 ſq.

Kriege ihm als Soldaten dienen ſollten; ein Staat, der einen Vertheidigungskrieg führen mußte, bot alle oder ſo viel wehrhafte Mannſchaft auf, als die Noth erfoderte. Tumultuariſch kamen die aufgebotenen Krieger auf den Sammelplaz, jeder ſo gut gewaffnet, wie er vermochte; wo zwey Heere einander trafen, ſchlugen ſie; der Feldzug währte ſelten länger, als ein paar Sommermonate, nach deren Verlauf gieng jeder wieder heim.

Frankreich in den langen Kriegen mit den Engländern im vierzehnten Jahrhundert nahm zuerſt Kriegsleute in Sold und andere Staaten folgten dem Exempel. Aber dieſe Kriegsleute waren lauter Abentheurer, die unter einem Anführer, zu dem ſie Vertrauen hatten, heute hie morgen da dienten, wo man ihre Dienſte am beſten bezahlte. Sie waren als völlig unabhängige Corps zu betrachten. Ihre Anführer waren keinem Staate unterthan; ſie tractirten mit denen, die ihre Dienſte ſuchten, völlig auf den Fuß der Gleichheit. Dieſe Banden waren eine der größten Landplagen des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts. Man war mit den Finanzeinrichtungen noch in keinem Staate ſo weit gekommen, daß man ſie regelmäßig bezahlen konnte. Dann machten ſie ſich ſelbſt bezahlt, quartirten ſich ein; zehrten, was ſie fanden; brandſchatzten Land und Städte. Frankreich gab ebenfalls unter Karl VII im funfzehnten Jahrhundert das erſte Exempel, eine beſtändige Armee auch in Friedenszeiten zu halten. Sie beſtand aus funfzehn Compagnien Gens d'ar-

merie, die man auch Ordonanzcompagnien nannte, und aus fünftehalb tauſend Mann Francs Archers oder Freyſchützen. Dieſe mußten von den verſchiedenen Provinzen des Reichs geſtellt und unterhalten werden. Zur Unterhaltung der Gens d'armerie wurde zuerſt die beſtändige Landſteuer (la taille perpetuelle) eingeführt; der erſte Verſuch der neuern europäiſchen Finanzkunſt. Die Freyſchützen waren Fußgänger mit Armbrüſten bewaffnet. Die Gens d'armerie beſtand aus Reutern, die man hommes d'armes oder lances nannte. Man nahm keinen darunter auf, der ſich nicht ganz den Waffen widmete, und ein homme d'armes erwarb ſich eben dadurch, daß er unter dieſem Corps diente, den Adel [f]). Jeder homme d'armes führte ſechs Pferde und vier Mann mit ſich, ſo daß die funfzehn Compagnien, deren jede aus hundert Lanzen beſtand, eigentlich achtehalb tauſend Mann ſtark waren. Eines der Pferde, das er am Schlachttag ſelbſt ritt, mußte ein beſtimmtes Maaß von Höhe haben. Pferd und Reuter waren vom Kopf bis zu Fuß mit Eiſen bedeckt. Dieſe Gens d'armerie wurde, wenigſtens nach dem eigenen Zeugniß der Franzoſen, für die beſte Cavallerie in Europa gehalten [g]). Die deutſchen Ritter, ſo wenig wie ihre Pferde, waren völlig ſo gerüſtet, wie die Franzoſen. Der Ritter hatte nur einen Helm und

Küraß;

f) Du Bos Diſſertation préliminaire p. XIX. etc. XXIII etc.

g) Du Bos ib. p. XIX.

Küraß; Beine und Lenden waren bloß; die Pferde waren ſchwerfällig und faſt ganz unbedeckt. Sie wurden ſelbſt den Italieniſchen nachgeſetzt. Sie hatten ſchlechte Sattel. Ein ſchwacher Stoß brachte ſie auf die Erde [h]). Man nannte die Ritter gewöhnlich die Reiſigen. Als die Reichsverſammlung zu Coſtnitz 1507 dem Kaiſer zum Behuf ſeines Römerzuges achttauſend Mann Cavallerie bewilligte, wurde, vermuthlich auf des Kaiſers Vorſchlag, verordnet, daß alle Reiſige Spieße führen ſollten; ein Reiſiger, der einen Knaben halten wollte, ſollte nicht unter vier gerüſteten Pferden halten. Wer nur Ein Pferd hatte, hieß ein Einſpänniger. Einem Reiſigen wurde auf dieſem Zuge für jedes Pferd monatlich zehn Gulden bewilliget. Vom Fußvolk bekam der Mann monatlich vier Gulden für Sold, Koſt, und für den Schaden, den er etwan leiden würde [i]). Zu Maximilians Zeit wurde die Ehre der Infanterie, die bis dahin verachtet war, wiederhergeſtellt. Dieſes Verdienſt ſchreibt man den Schweizern zu. Der Schweizer Fußgänger war mit einer Lanze, mit einem Schlachtſchwert, das er auf dem Rücken, und mit einem kleinen Degen, den er am Gürtel trug, bewaffnet. Wer von ihnen konnte, ſchafte ſich Helm und Küraß an, die übrigen kleideten ſich mit Kollern aus ſtarkem Leder. Ihre Hauptſtärke beſtand in ihrer

h) Macchiavelli ritratti etc. p. 106.

i) Datt de P. P. p. 557.

Schlachtordnung. Wenn ihre Bataillons oder Schaaren mit vorgeſtreckten achtzehnfüßigen Lanzen die anſetzende Reuterey empfingen, ſo glichen ſie dem Thiere, das mit ſeinen nach allen Seiten gerichteten Stacheln den Angriff des muthigſten Hundes vereitelt. Die Franzoſen nannten daher dieſe Schlachtordnung den Heriſſon (das Stachelſchwein). Bis dahin waren die Schlachten durch die Reuterey entſchieden, die durch ihr Einhauen das ſchlechtbewafnete, ſchlecht diſciplinirte Fußvolk ohne Widerſtand zerſprengten. Aber die dichtgeſchloſſenen unerſchütterlichen Schaaren der Schweizer machten ſelbſt den Ruhm der franzöſiſchen Gens d'armerie zu Schanden [k]).

Die deutſchen Fußknechte wurden den Schweizern bald gleich geſchätzt. Sie machten, nach dem Urtheil der Ausländer, eine noch beſſere Miene, ſie waren mehrentheils beſſer gewachſen, als die Schweizer, die man klein und unanſehnlich fand. Die deutſchen Fußknechte hatten blos eine Lanze und einen kurzen Degen, um hurtig und leicht zu ſeyn. Sie fürchteten nichts, als das grobe Geſchütz, und behaupteten, daß dawider weder Helm noch Küraß hülfe. Auch ſie ſiegten durch dicht geſchloſſene Ordnung und vorgeſtreckte Lanzen [l]). Blos das ſpaniſche Fußvolk konnte damals mit den Schweizern und Deut-

k) Du Bos ib. p. LIV.

l) Macchiavelli ib.

Deutſchen verglichen werden. Sie waren brav und zu allen Strapazen abgehärtet; an Diſciplin übertrafen ſie vielleicht noch die Schweizer. Im Felde konnten ſie von Schweizern und Deutſchen gebrochen werden, aber ſie flohen nicht, wie es bis dahin alle geſchlagene Armeen machten [m]). In Italien lernten ſie von den Schweizern und Deutſchen die Stellungskunſt und den Gebrauch der Lanzen und gehörten von der Zeit an unter die furchtbarſten Truppen in Europa, bis ſie zugleich mit der ſinkenden ſpaniſchen Monarchie, die lange genug durch ihre Tapferkeit vertheidigt wurde, ihren Ruhm verloren. Dieſer iſt ſeit der Schlacht bey Rocroy völlig erloſchen [n]). Von beiden, von den Schweizern ſowohl als von den Deutſchen, urtheilten die Kenner, daß es keine beſſere Leute im Felde und zur Schlacht gäbe, aber daß ſie zum Belagern und zum Vertheidigen belagerter Oerter wenig taugten. Die deutſche Infanterie war viel ſchlechter diſcipliniret, als die Schweizer und die Spanier; nur ein ſehr beliebter oder geachteter Anführer konnte ſie in Ordnung halten [o]). Es iſt bekannt, daß die deutſchen Infanteriſten Landsknechte genannt wurden. Bey den franzöſiſchen

m) Macchiavelli ib.

n) Du Bos l. c. p. LX.

o) Macch. ritratti p. 106. Arte dl' guerra lib. II. Guicciardini lib. X. Birkheim. de bello Helvet. faſt auf allen Seiten.

Geſchichtſchreibern wird der Lansquenets, bey den Italienern der Lanzichinec ſehr oft erwähnt. Birkheimer ſagt: anfänglich und noch bis zu ſeinen Zeiten wären ſie, wenn gleich mitten in Deutſchland geboren, Schweizer genannt, weil ſie die Waffen und die ganze Art zu fechten von den Schweizern angenommen hätten. Nachher hätte man dieſen Namen aus Haß gegen die Schweizer abgeſchaft und ſie Landesknechte, das iſt, wie er es überſetzt, Provinzialſoldaten (milites provinciales) benannt [p]). Hingegen ſagen andere, Maximilian habe ſeit dem Jahre 1490, da er die Untauglichkeit des bis dahin in Deutſchland üblichen, blos mit Seitengewehr bewafneten Fußvolks auf ſeiner ungariſchen Expedition kennen gelernt, die achtzehnfüßigen Lanzen oder Picken eingeführt, und von dieſen Lanzen wären ſie Lanzenknechte genannt worden [q]). Uebrigens ſagte das Wort Knechte damals nichts verächtliches. Es iſt vielmehr gewiß, daß dies Wort in den älteſten Zeiten eine edle Bedeutung hatte. Das engliſche Knight, ein Ritter, iſt offenbar das deutſche Knecht. Es iſt durch die Sachſen in die engliſche Sprache gekommen, und mußte alſo damals, wie die Sachſen nach Britannien giengen, in einem ehrenvollen Sinn genommen werden.

p) Birkh. de bello Helv. ap. Freher. T. III. p. 65. Aventin. Annal. Bojor. lib. IV.

q) Fugger Spiegel ꝛc. VI. 20. p. 1372. Jo. Fabri oratio funebr. in mortem Maximiliani ap. Freher. T. II. p. 734.

werden. Auch zu Maximilians Zeit wurde ein Theil der Reichsritterſchaft noch des heiligen Reichs Knechte genannt.

Den Franzoſen wollte es gar nicht gelingen, aus ihrer eignen Nation gute Infanterie nach dem Muſter der Schweizer und der Deutſchen zu errichten. Der Mangel an guter Nationalinfanterie nöthigte Ludwig den XI und ſeine Nachfolger ein Corps Schweizer in Sold zu nehmen. Dieſe thaten gute Dienſte. Durch ſie eroberte Karl VIII das Königreich Neapel und ohne ſie würde er den Rückmarſch nach Frankreich viel ſchwerer gefunden haben, als die Venezianiſchen Alliirten ihm den Weg verſperreten. Ludwig der XII war der erſte, der, als er ſich durch die Foderungen und den Ton der Schweizer beleidigt hielt, ein beſtändiges Corps von 6000 Deutſchen, lauter ausgeſuchte Leute, in Sold nahm. Es wurde manchmal auf zehntauſend vermehrt. Sie wurden die ſchwarzen Banden genannt, weil ſie ſchwarz geſtreifte Fahnen führten. Dieſe Deuſchen ſind der erſte Stamm regelmäßiger Infanterie, die Frankreich unterhalten hat [r]). Wenn die Franzoſen bey Ravenna — urtheilten die damaligen Kenner — keine Landsknechte gehabt hätten; ſo hätten ſie die Schlacht verloren: Die Spanier fürchteten ſich mehr vor der bloßen deutſchen Bande, als vor allem übrigen Franzöſiſchen Fußvolk, und ver-

r) Du Bos l. c. p. LV. Martin du Bellay liv. I.

vermieden gern die Gelegenheit mit jener an einander zu kommen [s]). Wenn Maximilian wirklich der Stifter der Landesknechte war, ſo war es ein ſonderbares Schickſal, daß nicht er, ſondern ſein Rival den meiſten Nutzen von ſeiner Erfindung hatte. Daß die deutſchen Städte ihren Truppen ſchon Uniformen gaben, iſt oben im erſten und fünften Kapitel erwähnt. Sonſt überließ man es jedem Landesknechte, wie er ſich kleiden wollte, und ſie kleideten ſich manchmal, wenn ſie reiche Beute gemacht, zum großen Verdruß der andern Stände aufs prächtigſte; ſie trugen ſammtne, ſeidene und mit Gold geſtickte Kleider, die nach dem damaligen Vorurtheil nur für den Adel gehörten. Wenn grämliche Leute darüber klagten, und darinn einen Verfall der Sitten finden wollten, pflegte Maximilian lachend zu antworten, man möchte doch den armen Landsknechten für ihr mühſeliges und kümmerliches Leben, deſſen Ende ſie ſtündlich erwarten müßten, eine Freude gönnen, aus der ſich ein geſetzter Mann wenig machte, und die für die Landsknechte oft von ſo kurzer Dauer wäre.

Außer den Landsknechten gab es auch anderes Fußvolk, das eine ſchwere Art von Feuerröhren führte. Man nannte dieſe Röhre Hakenbüchſen, aus welchem deutſchen Worte die Franzoſen arquebuſes und die Italiener archebuſi gemacht

s) Macchiav. ritratti p. 106.

gemacht haben. Maximilian führte immer bey ſeiner Armee mehr Artillerie, als ſonſt damals gewöhnlich war [t]). Er verſtand ſich darauf, und ſuchte ſie durch allerley Erfindungen zu verbeſſern; er ließ große Kartaunen und Mauerbrecher gießen. Er erfand Mörſer und Pöller zum Feuereinwerfen, lange Röhren zu den Streichwehren und in die Ferne zu ſchießen, Stümpfe und kurze Röhre zum Schrotſchießen. Alle dieſe von ihm neu erfundene Geſchützarten nenne ich mit den Namen, die ich bey den Geſchichtſchreibern finde [u]). Mehr Nachricht

N 5 kann

t) Guicciardini lib. VIII. p. 777. Coccinius ap. Freher. T. II. p. 563.

u) Fugger Spiegel ꝛc. IV. 20. p. 1372. Maximilian hatte zwey ſehr große Stücke, die ſehr berühmt waren. Das eine hieß Weckauf; das andre Burlebaus; poſſierliche Benennungen waren damals ſehr gewöhnlich. Bey verſchiednen Belagerungen, die ſeine Truppen vornahmen, wurde nicht eher etwas rechtes ausgerichtet, als bis dieſe beiden Stücke gebraucht wurden. Ein Verſemann jener Zeiten beſchreibt ſie folgendermaßen:

Ein Büchſen thut man nennen,
Weck auf von Oeſterreich;
Die Mauern kann ſie trennen,
Man findt nit ihr geleich.
Von dem andern will ich ſagen,
Die heißt der Burlebaus;
Wann ihr iſt voll der Kragen,
So kehrt ſie unſauber aus.

S. Anonymi Carmen de obſidione arcis Hohenkrähen in Senkenbergii Selectis Iuris etc. T. IV. p. 566.

kann ich nicht davon geben und noch weniger beurtheilen, ob es glückliche Erfindungen waren. Von ihren Wirkungen habe ich blos folgendes aufgezeichnet gefunden. Im niederländiſchen Kriege wider den Egmond, deſſen wir ſo oft erwähnten, belagerte Rudolpf von Anhalt, einer der größten Krieger dieſer Zeit, eine Egmondiſche Feſtung, die er durch Feuerwerfen aus drey Mörſern ſo ängſtigte, daß die Beſatzung ſich auf Gnade oder Ungnade ergab [v]). Sollten dieſe Mörſer vielleicht ein Schritt zur Erfindung der Bomben geweſen ſeyn? — Dieſe Mörſer ſind ohne Zweifel das neue ſehr ſchädliche Geſchütz, von welchem Bembus erzählt, daß es von Maximilian bey der Belagerung von Pavia gebraucht ſey. Er beſchreibt es folgendermaßen. Nachdem er die Vertheidigung der belagerten Venezianer gerühmt, fügt er hinzu, wider eine einzige Art von Geſchütz hätten ſie kein Mittel gewußt. Mit dieſem Geſchütz hätten Maximilians Truppen Steine anderthalb Fuß dick hoch in die Luft geſchoſſen, die dann in die Stadt auf die Häuſer gefallen, die Dächer durchdrungen und alles umher zerſchmettert hätten [w]). Eben dieſer Autor erzählt, daß die Deutſchen ſich bey der Belagerung von Roveredo einer Erfindung bedient hätten, wodurch die Venezianiſche Beſatzung in große Beſtürzung gerathen wäre. Sie hätten aus ihrem groben Geſchütz eiſerne

v) Fugger VI. 13. p. 1248.

w) P. Bembi Hiſtor. Venet. lib. IX. p. 373.

eiſerne mit Pech und Harz angefüllte und zuſammengeklebte Kugeln geſchoſſen, die, wenn ſie an die Mauer geprellt, weit umher aus einander geflogen und gebrannt hätten [x]).

Was ſonſt für Fortſchritte Deutſchlandes in den Wiſſenſchaften und in der Cultur überhaupt unter dieſer Regierung geſchahen, oder, wenn ſie ſchon vorher gethan waren, um dieſe Zeit recht merklich wurden, iſt ein Gegenſtand, der vielleicht eine eigne Ausführung verdiente.

x) Id. ib. lib. I. p. 5.

Leipzig,

gedruckt bey Johann Gottlob Immanuel Breitkopf.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

He

Hegewisch

Hegewisch, Dietrich Hermann,

Geschichte der Regierung Kaiser Maximilians I

Bd.: 2

Hamburg ; Kiel (1783)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- H 1011 -2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11251753-1
VD18 15498921-001